

MOSLEMISCHE REVUE

HERAUSGEGEBEN VON MAJIDI SADR-UD-DIN
PROFESSOR S. M. ABDULLAH

Jahrgang

Januar 1929

Heft 1

INHALT:

	Seite		Seite
1. An unsere Abonnenten und Freunde	1	5. Jesus in moslemischer Beleuchtung	25
		von F. K. Khan Durrani	
2. Unsere Versammlungen	2	6. Wie ich Moslem wurde	37
		von Saladin Schütz	
3. Zum Thema „Erziehung“	3	7. Was ist Islam?	41
von Sadr-ud-Din		von F. K. Khan Durrani	
4. Spinoza und der Islam	8	8. M. Muhammad Ali und unsere	
von Hugo Marcus		Moschee	45



Erscheint vierteljährlich :::: Bezugspreis: jährlich M. 4.—

BERLIN - WILMERSDORF
BRIENNER STRASSE 7, MOSCHEE :::: TEL.: UHLAND 1930

بِسْمِ اللَّهِ الرَّحْمَنِ الرَّحِيمِ

IM NAMEN GOTTES, DES BARMHERZIGEN, ALLERBARMENDEN MOSLEMISCHE REVUE

4. Jahrgang

Januar 1929

Heft 1

AN UNSERE ABONNENTEN UND FREUNDE!

WIR haben unsere Abonnenten und Freunde um ihre Nachsicht zu bitten. Seit dem 1. April 1927 ist die Revue, die sie gewohnt waren, regelmäßig zu empfangen, nicht mehr erschienen.

Das Ausbleiben unserer Zeitschrift war nicht etwa die Folge davon, daß unsere Zentrale in Lahore in Indien das Interesse an unserer hiesigen Arbeit verloren hatte. Im Gegenteil, unsere gütige Muttergemeinde hat für die hiesige moslemische Mission in der Zwischenzeit die größten finanziellen Opfer gebracht, Opfer, für die an dieser Stelle zu danken, uns dringlichstes Bedürfnis ist. Den Besuchern der Gegend am Fehrbelliner Platz in Wilmersdorf wird es nicht entgangen sein, daß sich mit unserer Moschee während des letzten Jahres eine beträchtliche Veränderung vollzogen hat. Aus einem halbfertigen Bau ist ein ragendes Gotteshaus geworden, das den Ruhm des Schöpfers weithin ins Land hinein verkündet und jener Gegend baulich den Stempel aufdrückt. Für das Gotteshaus hat unsere Zentrale im laufenden Jahr nicht weniger als 43 000 Mark geopfert, nämlich erstmalig 17 000 Mark und später noch zweimal 14 000 Mark und 12 000 Mark. Ferner hat sie für die Instandhaltung und Bewirtschaftung des Gemeindehauses sowie des Gartens 18 450 Mark ausgegeben. Das macht zusammen die stattliche Summe von 61 450 Mark. Und nun haben unsere Freunde in Lahore uns, um unseren Dank vollzumachen, auch noch 3000 Mark herübersandt, um die Zeitschrift wieder in Gang zu bringen, welche während ihres Erscheinens in allen Gegenden, wo deutsche Moslems wohnen, sich Freunde erworben hat.

Daß unsere Revue aufrichtige Freunde besitzt, davon konnten wir uns überzeugen, als sie ausblieb. Aus allen Gegenden der Welt kamen die Nachfragen und wollten nicht aufhören. Wir erhielten Mahnungen aus Bos-

ien, Holland, Österreich, Polen, der Schweiz, Serbien, der Türkei. Auch wo es sich um Angehörige politisch gegeneinander stark verbitterter Länder handelte, verbanden sie sich doch in dem Wunsche, daß unsere Zeitschrift ihnen wieder zugehen möchte. Und wir sehen darin ein Zeichen von der einigenden Kraft unseres heiligen Glaubens, des Islam. Wir hatten aber auch das wohltätige Gefühl, zu erkennen, daß unsere bisherigen Bemühungen nicht vergeblich gewesen waren.

Während wir in den letzten anderthalb Jahren ganz von dem Bau der Moschee und der Sorge für den Bau in Anspruch genommen waren und es als unsere Pflicht empfanden, alle Geldmittel und alle unsere Kraft dem großen Hauptziel zuzuwenden, der Vollendung des Gotteshauses, haben wir unsere Hände nun wieder frei. Und wir dürfen unseren Abonnenten und Freunden mit gutem Gewissen versichern, daß die Revue in Zukunft wieder in regelmäßiger Quartalsabfolge erscheinen wird.

Wir grüßen unsere Abonnenten und bitten sie, uns die Pause, die wir nötig hatten, zu verzeihen, und uns auch in Zukunft ihr Wohlwollen zu bewahren.

Die Redaktion.

UNSERE VERSAMMLUNGEN

SEIT dem Oktober 1928 hat unsere moslemische Gemeinde ihre monatlichen Zusammenkünfte wieder aufgenommen, die mehr noch wie früher eine erfreulich große Teilnahme fanden. Neben alten Freunden unserer Moschee konnten wir recht zahlreiche neue Freunde begrüßen, und zwar aus allen Weltanschauungslagern. So gestaltete sich die Diskussion unserer Themen regelmäßig recht lebhaft — ohne doch je eine verletzende Schärfe anzunehmen. Bei dieser Gelegenheit bitten wir diejenigen von unseren alten Freunden, welche bisher keine Einladung erhalten haben, uns doch ihre Adresse von neuem zugehen lassen zu wollen. Auch wer von diesen, unseren alten Freunden andere Teilnehmer aus früheren Tagen vermißt, möge uns freundlichst darauf aufmerksam machen. Es sind nämlich während der langen Unterbrechung unserer Tätigkeit durch einen unglücklichen Zufall mehrere unserer Teilnehmer-Listen der Vernichtung anheimgefallen. Und so ist es keineswegs Absicht, im Gegenteil, es geschieht zu unserem größten Bedauern, daß wir nicht alle unsere alten Freunde, wie früher, einzeln benachrichtigen können.

Die erste Zusammenkunft im Oktober galt der Begrüßung unseres neuen Imams, des Herrn Professor Abdullah aus Lahore, Indien. Herr Abdullah

hat in Lahore die Tätigkeit eines Universitätsprofessors ausgeübt und dort einen großen Wirkungskreis aufgegeben, um die hiesige Mission zu übernehmen.

Unsere November-Veranstaltung brachte zwei Vorträge. Herr Mustapha wies einige der gebräuchlichsten Vorwürfe zurück, welche dem Islam seit alters in Europa gemacht werden. Besonders wendete er sich in beredten Worten und mit guten Gründen dagegen, daß der Islam je die Religion des Schwertes gewesen sei.

Dann sprach Herr Idris über den wachsenden Abstand zwischen Lehre und Leben, der in allen Religionen zu beobachten sei, und stellte dieses so ungemein wichtige Thema mit interessanten Beispielen zur Diskussion; ein Thema übrigens, das gerade für den Islam besondere Bedeutung hat, der die Einheit zwischen Worten und Taten in entscheidender Weise zur Aufgabe des religiösen Menschen macht.

Der dritte Abend war vergleichenden Betrachtungen gewidmet, die insbesondere auch einen Vergleich zwischen Islam und Christentum in sich schlossen und von Herrn Kramer durch ein ausführliches und eindringendes Referat eingeleitet wurden. Herr Kramer, der den Islam an den Quellen selbst studiert hat, wies vor allem darauf hin, wie der Islam an Strenge historischer Überlieferung alle anderen Religionen übertrifft. Er stellte die interessante These auf, jede Religion sei zunächst Glaube an einen Menschen. In der Diskussion kamen dann so ziemlich alle wichtigen Fragen des religiösen Lebens zur Sprache. In Zukunft werden wir jede dieser Fragen noch eingehender behandeln.

Unsere Vorträge finden am ersten Freitag jedes Monats, abends 8 Uhr, statt. Und alle Interessenten werden hierdurch aufrichtig dazu eingeladen. Wer erscheint, ist willkommen.

ZUM THEMA „ERZIEHUNG“

Eine Ansprache Maulvi Sadr-ud-Dins anlässlich einer Versammlung moslemischer Männer und Frauen.

EINE der dringlichsten Notwendigkeiten, auf die ich die Aufmerksamkeit meiner Zuhörer lenken möchte, ist die, daß die moslemische Erziehung dem Aufbau des Charakters unserer Kinder und jungen Leute auf den Schulen und Universitäten mehr Beachtung schenkt. Dies wird am ehesten geschehen, wenn man sich einmal darüber klar wird, daß die religiöse Erziehung nicht etwa nur einen unentbehrlichen Teil des ganzen Daseins

sondern daß sie das Wesentlichste desselben bedeutet. Das englische Erziehungssystem in Indien steht der religiösen Bildung gleichgültig gegenüber. Das Resultat ist, daß unsere gesamten Einrichtungen sich vom Religiösen entfernt haben, und was aus ihnen heute hervorgeht, kann darum auch nicht besser sein, wie es tatsächlich ist.

Die so gekennzeichnete Lage bedeutet aber eine schwere nationale Einbuße gegenüber früheren Zeiten. Denn der Mangel einer religiösen und moralischen Erziehung und der matte oder völlig fehlende Glaube an Gottes Allmacht, Allwissenheit und Allgegenwart wirkt sehr nachteilig auf das Leben des einzelnen wie auf das der Nation ein. Man vergesse doch nicht: weder disziplinarische noch Strafmaßregeln haben, was die Verhütung von Unrecht und Verbrechen anbetrifft, so weitreichende Bedeutung, wie ein echter und tiefer Glaube an die allüberragende Existenz Gottes. Denn wenn wir erkennen, daß wir unser Leben unter den Augen unseres Schöpfers führen, der die Reinheit des Herzens liebt, so werden wir auch vor jenen Sünden zurückschrecken, die das Gesetz nicht trifft und nicht bestraft. Diese Ueberzeugung ist es, die der heilige Quran in einer großen Anzahl von Versen einzuschärfen sucht, von denen einige hier angeführt seien. Sie alle namhaft zu machen, verbieten mir Zeit und Anlaß.

Es heißt im heiligen Quran:

„Ob ihr denn nicht wißt, daß Gott bekannt ist, was ihr verheimlicht und was ihr öffentlich tut?“ (II — 72.)

„Gottes ist, was auf den Himmeln ist und was auf Erden. Ob ihr das, was in eurem Innern, kundtut oder es verbergt, Gott wird darüber mit euch rechnen.“ (II — 284.)

„Wahrlich, Gott ist nichts auf Erden verborgen und nichts auf dem Himmel.“ (III — 4.)

„Sprich: ob ihr verbergt, was in eurer Brust ist, ob ihr es kundtut, Gott weiß es.“ (III — 27.)

„Er ist Gott auf Himmeln und auf Erden, Er kennt eure Verborgenheit und eure Kundtuung, Er weiß, was ihr begeheth.“ (VI — 3.)

„Meidet das Aeüßere der Sünde und ihr Inneres, denn wahrlich, die Sünde begehen, werden einst behandelt, wie sie verdienen.“ (VI — 120.)

„Und wahrlich, dein Herr kennt, was ihre Brust verhüllt und was sie kundtun.“ (XXVII — 76.)

„Er ist es, der Gott ist im Himmel und Gott ist auf Erden, Er ist der Allweise, der Allwissende.“ (XLIII — 84.)

„Wahrlich, Gott kennt das Geheimnis der Himmel und der Erde, und Gott ist schauend dessen, was ihr tut.“ (XLIX — 18.)

„Er ist mit euch, wo ihr auch seid, und Gott ist schauend dessen, was ihr tut.“ (LVII — 5)

„Verheimlicht eure Rede oder laßt sie verlauten, wahrlich, Er ist Wissener des Inhalts der Busen. Sollte es nicht wissen, wer es erschaffen, und Er ist der Allkundige, der Wissener der Feinheiten.“ (LXVII — 13.)

Dies ist der Glaube, den der heilige Quran einschärft. Dieser Glaube reinigt uns von allen Schlacken und erzieht uns. Dieser Glaube richtet in uns einen festen Charakter auf. Denn wir fühlen und erkennen, daß wir unser Leben unter dem wachsamen Auge unseres Gottes führen, daß Er mit uns ist, wo immer wir auch sein mögen, und daß Er unser geheimes Sinnen und Trachten durchschaut. Deshalb vermeiden wir alle Sünden, selbst diejenigen, die niemand bemerkt, und die der Strafe entgehen. Wenn wir diesen religiösen und moralischen Glauben dagegen nicht besitzen, so sind wir unseren fleischlichen Wünschen hilflos ausgeliefert. Der Materialismus siegt über uns und drückt unser ganzes Wesen auf die Stufe von Tieren herab. Wir sollten uns dieser höchst wichtigen Konsequenzen mit Rücksicht auf die Erziehung der jungen Generation bewußt bleiben, und wir sollten ängstlich darauf bedacht sein, daß eine gründliche religiöse Bildung unseren Schuleinrichtungen eingegliedert werde.

Alle Erzieher kennen den Unterschied zwischen Unterricht und Erziehung. Dennoch gibt es wenige Lehrer, die die jungen Leute wirklich erziehen. Sondern die meisten Jugendbildner wissen zwar, daß sie die geistigen und moralischen Eigenschaften ihrer Schüler zu wecken und zu entfalten haben; aber sie denken weit mehr daran, sich einen höheren Prozentsatz von tüchtigen Examinanden zu sichern, als wirklich erzogene und kultivierte junge Leute hervorzubringen, obwohl doch ohne solche eine Generation zugrunde gehen muß. Öffentliche Examina wirken nur ungünstig auf die Erziehung. Sie richten die Aufmerksamkeit des Erziehers ausschließlich auf Erfolge und hindern ihn, das Gemüt und die moralische Reifung seiner Schüler zu pflegen. Aber alle Ehrerbietung gebührt denen, die standhaft und geduldig bemüht bleiben, jener höheren Aufgabe gerecht zu werden, die vollbracht werden muß, wenn wir Gott gefallen und wir wirklichen Dienst für die Sache unseres nationalen Lebens leisten wollen.

Nun einige wenige Worte über die weibliche Erziehung. Der Islam ist in Theorie und Praxis demokratisch. Wenn unser Glaube lehrt, daß alle Menschen vor Gott gleich sind, und nur die vor seinem Antlitz bestehen

können, die gerecht und gottesfürchtig bleiben, so predigt er mit demselben Nachdruck, daß Mann und Frau vor Gott gleich sind. So heißt es: „Und ihr Herr erhörte sie. Ich lasse die Tat der Wirkenden unter euch nicht verloren gehen, ob eines Mannes oder eines Weibes“ (Quran III — 193). Und ferner sagt der heilige Quran: „Und den Frauen kommen gerechterweise die gleichen Rechte zu, die dem Manne gebühren“ (i i — 228). So heißt es auch in bezug auf das Erbrecht: „Den Männern den Anteil von dem, was Eltern und Verwandte hinterlassen haben, und den Weibern den Anteil von dem, was Eltern und Verwandte hinterlassen haben“ (IV — 8).

Ebenso wie in allen anderen Dingen, verhält sich der Quran nun auch, was die Erziehung der Frauen betrifft. Der heilige Prophet des Islam, der die Frauen emanzipierte, und der ihnen gleiche Rechte verlieh, erwies sich auch darin als ihr wirklicher und ritterlicher Beschützer, daß er bestimmte:

„Kenntnisse zu erwerben ist Zwang für jeden moslemischen Mann und jede moslemische Frau!“

Wir wissen als geschichtliche Tatsache, daß zur Zeit des heiligen Propheten die Frauen in islamischer Theologie und Geschichte ganz so gut beschlagen waren wie die Männer. Aber die Moslems der späteren Geschichtsperioden haben die Bestimmungen des heiligen Propheten vergessen und ihre Frauenwelt der Unwissenheit überlassen. Das hatte zur Folge, daß dem nationalen Leben der moslemischen Kulturen schwerer Abbruch geschah. Denn kann von unwissenden Müttern erwartet werden, daß sie ihre Kinder in Uebereinstimmung mit den göttlichen Lehren aufziehen und in Fühlung mit den Bedürfnissen ihrer Nation? Nein, das vermögen sie nicht. Wenn die moslemischen Frauen also der Aufgabe, moslemische Mütter zu sein, nicht gewachsen sind, so muß die ganze Nation darunter leiden. Es besteht deshalb für uns die dringlichste Pflicht, endlich einmal aufzuwachen und im Interesse der Forderungen unseres nationalen Lebens dafür zu sorgen, daß Mütter erzogen werden. In ihrer Erziehung liegt das Geheimnis unserer nationalen Erneuerung sowie das Geheimnis unserer zukünftigen nationalen Stärke und unseres nationalen Erfolgs. Ich meine, wir können keinesfalls länger gleichgültig gegen eine so unabweisbare Pflicht, eine Pflicht von so grosser Tragweite bleiben.

Es muß hier erwähnt werden, daß der Schleier, den die moslemischen Frauen tragen, unserer weiblichen Erziehung und selbst der Ausbildung unserer Frauen für einen späteren Beruf nicht im Wege zu stehen braucht. Zur Zeit des Propheten pflegten die Frauen in der Erfüllung ihrer Pflichten vollauf beschäftigt zu sein. Und diese Frauen hätten sich unter den heutigen,

veränderten Umständen nicht gescheut, die Heere zu begleiten und den Verwundeten die erste Hilfe zu leisten, sie im Felde zu pflegen. Selbst der höchstverehrte Haushalt des Propheten nahm sich der gemeinen Soldaten an und gab so unserer Frauenwelt ein Beispiel dafür, daß es nicht unwürdig ist, aus den engen Mauern des Hauses herauszutreten und der nationalen Sache Dienste zu leisten.

Aber die Moslems folgten jenem Beispiel aus den großen Tagen des Islam später nicht. Denn ihre Ansicht über den Schleier, den sogenannten „Purdah“, erlaubte ihnen das nicht. Doch mögen Sie, meine verehrten Hörerinnen und Hörer, wissen, daß der islamische „Purdah“ die moslemischen Frauen nicht von der Ausübung eines Berufes fernhalten will.

Was allerdings nach wie vor von den moslemischen Frauen verlangt werden muß, ist, daß sie sich nicht übertrieben frei und indezent unter die Männer mischen, und daß sie sich bemühen, ein tugendhaftes und reines Leben zu führen. Der freie Verkehr der beiden Geschlechter, wie er in Europa besteht, hat nicht zur Ehre und zur Steigerung des Ansehens der europäischen Frau beigetragen. Der Abendländer seinerseits ist frivol und unmoralisch. Er ist für die schreckliche, geschlechtliche Lasterhaftigkeit auf der ganzen Welt verantwortlich. Die Resultate der sogenannten europäischen Freiheit sind beschämend. Unverheiratete Mütter gibt es da im Ueberfluss; und die erschreckend große Anzahl von unehelichen Kindern und von Anstalten zu ihrer Bewahrung ist für die abendländische Verworfenheit ein beredtes Zeugnis. Im Gegensatz dazu sind die moslemischen Frauen, und zwar mit gutem Recht, stolz auf den Purdah. Wir müssen diesen Stolz unseren Frauen erhalten. Aber wir müssen doch zugleich alle Barrieren und Beschränkungen niederbrechen, die unmoslemisch sind und dem Fortschritt unserer Frauenwelt im Wege stehen. Unsere Mädchen müssen die Schulen und Universitäten besuchen, die ihnen offenstehen. Es muß das schon deshalb geschehen, weil in den heutigen Schulen und Universitäten die geringe Anzahl der moslemischen Lehrerinnen als peinlicher Mangel empfunden wird. Unsere Mädchen sind heute Lehrerinnen anvertraut, deren Kultur von der unseren wesentlich abweicht. Infolgedessen greift unsere weibliche Jugend Ideen und Gewohnheiten auf, die unserer Kultur fernliegen. Im Gegensatz dazu würde der Einfluß moslemischer Lehrerinnen sicher für die christlichen und hindostanischen Mädchen von Vorteil sein.

Ich fasse zusammen: Der Islam verlangt von uns sowohl die Erziehung der Knaben wie der Mädchen und verpflichtet uns, den Charakter der

Jugend beider Geschlechter in der Weise zu pflegen, daß wir ihnen religiösen Unterricht geben und ihnen den Glauben an den allwissenden Gott einschärfen; denn dieser Glaube ist die Quelle der Tugend, des Friedens, des Glücks und der nationalen Kraft.

SPINOZA UND DER ISLAM

VON HUGO MARCUS

I. Der Standpunkt und das Leben.

HAT es eine Berechtigung, an große Geister der europäischen Welt wie Spinoza die Maßstäbe des Islam heranzutragen? Ganz ohne Zweifel dürfen, ja müssen wir das tun. Denn der Islam erhebt den Anspruch, eine für alle Menschen und alle Zeiten gültige Lehre zu sein. Und er rechnet in einer ihm ganz besonders eigentümlichen Toleranz alle diejenigen zu den Seinen, die islamischer Moral gemäß leben und handeln, auch wenn sie sich dabei nicht auf den heiligen Propheten berufen, ja wenn sie vom Islam überhaupt nichts wissen. Und vor allem eins: Der Islam, er erkennt als die jüngste, modernste unter den großen Weltreligionen neben den Offenbarungen der heiligen Bücher auch das große Buch der Natur als Gottes Offenbarung an. In diesem großen Buche aber haben auch die bedeutenden Männer Europas geforscht und gelesen, nachdem es ihnen zu Anfang des Mittelalters durch islamische Weisheit und Forschung erschlossen worden war. Und damit betreten wir die Brücke, die tatsächlich zwischen Orient und Okzident, islamischer Lehre und europäischem Denken hin- und herführt: Islamische Moral ist zugleich natürliche Moral! Und alle jene großen Europäer, welche sich der Aufgabe widmeten, die Natur tiefer zu erkennen und die Menschen einer natürlichen Moral entgegenzuführen, dürfen deshalb auf den Islam blicken als auf ihre geistige Vormacht; der Islam aber darf auf sie blicken und sich der Übereinstimmungen mit ihnen zu eigener Selbstbestärkung freuen.

Das oberste Gesetz des Islam besteht bekanntlich in der Liebe zu Gott. Und aus ihm folgern für den Moslem zwei Konsequenzen. Einmal muß, wer Gott liebt, auch alle seine Geschöpfe lieben: sind sie doch Kinder desselben Vaters. Andererseits soll, wer sich vor Gott, dem Höchsten, beugt, sich vor den Menschen nicht beugen, sondern den schönen, freien und unabhängigen Stolz des Edlen bewahren. Und wenn ein großer europäischer Geist, wie z. B. Beethoven, auch nur diesen beiden Forderungen des Islam

in seinem Leben Rechnung getragen hat, so ist damit schon eine wichtigste Beziehung zwischen ihm und dem Islam hergestellt. Freilich ist dies noch eine sehr allgemeine Beziehung. Und es gibt europäische Geister, zu denen die Verbindungslinien vom Islam her viel direkter, stärker, zahlreicher laufen. Zu ihnen gehört Spinoza, dessen Gedekntag die europäische Welt im Jahre 1927 zusammen mit dem Beethovens gefeiert hat.

Spinoza ist mit dem Islam schon durch seine Abstammung verknüpft, insofern Spinoza nämlich aus dem holländischen Judentum hervowuchs; und die holländischen Juden sind die aus Spanien vertriebenen Nachkommen jener Juden, die unter der Herrschaft des Islam in Spanien ihre glücklichsten Tage sahen. Die maurischen Moslems in Spanien erschlossen ihren jüdischen Brüdern willig ihre geistigen Schätze und ihre hohe philosophische und wissenschaftliche Kultur. Kein Wunder, daß in den nach Holland vertriebenen Nachkommen jener spanischen Juden noch das Geistesgut lebendig war, das ihre Vorfahren den Moslems verdankten. Und so weist Spinozas ganze Geistesrichtung tatsächlich eine erstaunliche Ähnlichkeit auf mit der moslemischen Geisteshaltung. Oberster Begriff des Islam ist die Liebe zu Gott. Das letzte Wort von Spinozas Philosophie ist der amor dei intellectualis, d. h. die durchdachte, geistig fundierte Liebe zu Gott. Als höchstes Glück des Lebens preist der Islam die Ruhe in Gott, der mit uns zufrieden ist und mit dem wir zufrieden sind. Ganz dieselbe Ruhe in Gott ist das Ziel, das Spinoza dem Menschen als Preis seiner Tugend setzt. Endlich ist das vielberufene Kismet der Moslems ja recht verstanden nichts anderes als: das Sichfügen in den Willen Gottes. Und ebenso gipfelt Spinozas ganze Lehre darin, uns die großen Notwendigkeiten im Weltgeschehen einsehen zu lehren, weil das Einsehen das Sichfügen erleichtert. Kurz und gut, der stoische Zug, der das Wesen des Islam so edel mäßigt, beherrscht auch die Philosophie Spinozas. Ja manchmal möchte man geradezu sagen: Spinozas Philosophie ist im Grunde nichts anderes als die Weltanschauung des Islam, mit den zu seinen Lebzeiten, also um 1650, modernsten europäischen Denkmethode dargestellt.

Ist es aber richtig, daß in Spinozas Philosophie Geist von moslemischem Geiste lebt, so ergibt sich eine seltsame und für uns deutsche Moslems besonders ergreifende Perspektive, der wir uns einen Augenblick lang in ihren eigenartigen Verästelungen überlassen wollen.

Spinoza war, so fanden wir, ein von moslemischem Geisteserbe stark, wenn auch vielleicht nicht bewußt berührter Jude. Das Judentum aber hatte es an sich, dort, wo es in neuerer Zeit Blüten trieb, nicht an seine eigene,

allzu lang unterbrochene Tradition anknüpfen zu können, sondern sich an das moderne Geistesleben seines Wirtsvolkes anlehnen zu müssen. So dankt auch der geistige und selbst der schöpferische deutsche Jude des 19. Jahrhunderts seine besten geistigen und seelischen Mitgaben der deutschen Geistigkeit, woran der Umstand nichts ändert, daß er dieser Geistigkeit mit der Zeit sehr viel Wesentliches hinzuerwerben konnte. Die Tatsache bleibt unberührt bestehen, daß der deutsche Jude bei seinem Eintritt in das europäische Geistesleben zunächst der geistig Empfangende war.

Und dieser Tatsache gegenüber ist Spinoza nun der große, der einzigartige und seltsame Ausnahmefall, daß hier das Verhältnis sich umkehrt. Gerade der deutsche Geist hat sich so, wie kein anderer, von dem holländischen Juden Baruch Spinoza befruchten lassen: offenbar weil eine letzte Gemeinsamkeit die beiden Rassen geistig verbindet. Goethe hing Spinoza an, Lessing hielt zu ihm. Und Hegel und Schelling wären ohne ihn nicht denkbar. Ja gerade das, was man bei diesen Philosophen wohl als spezifisch deutschen Tiefsinn bezeichnet, geht in seiner Wurzel zum guten Teil auf Spinoza zurück (der den wichtigen Begriff des „Sich“, des Reflexivs für die Philosophie entdeckte). So hat Spinoza durch seine Gaben an den deutschen Geist wenigstens etwas von dem ausgeglichen und vorweg vergolten, was später der deutsche Geist dem jüdischen schenkte.

Aber nicht diese, sondern eine andere Konsequenz ist es, die uns hierorts interessieren soll. Wir dürfen nämlich nicht vergessen: wenn in des Juden Spinoza Philosophie eine moslemische Grundstimmung, ja moslemisches Erbgut mit eingegangen ist, so hat über diesen großen holländischen Juden hinweg auch der Islam den deutschen Geist befruchtet. Ja, nicht nur der deutsche Geist, sondern auch das deutsche Schicksal ist in diesem Falle von moslemischem Geiste mitbestimmt worden. Denn zu den großen Anhängern Spinozas unter den Deutschen gehörte auch Bismarck. Spinoza war wohl der einzige Philosoph, den er gelesen hat. Und dieses Philosophen Lehre von der Selbsterhaltung, Selbstentfaltung und edlen Selbstliebe des Ich war sicherlich auf den Politiker Bismarck nicht ohne Einfluß. Seine Absicht, die Monarchie und später das deutsche Bündnis so stark „in sich selbst“ zu machen wie möglich, krönte sich in der Errichtung des deutschen Kaiserreiches. Jene Art höherer Selbstliebe aber, die Spinoza lehrte, Bismarck staatlich im Deutschen Reich verwirklichte, sie bildet tatsächlich einen Grundpfeiler moslemischen Denkens. Wir wissen ja alle, daß nur durch Selbstentfaltung aller seiner Anlagen der Moslem sich dem Göttlichen annähern, ja einverleiben kann. — Doch gilt es hier nur das historische Fazit zu

Es geschieht im moslemischen Orient heute noch täglich, daß ein ganz einfacher Handwerker oder Arbeiter zugleich als großer Weiser und Heiliger verehrt wird. In Europa ist so etwas schon seit Jahrhunderten nicht mehr denkbar. Sondern dem Ruhm gesellt sich alsbald auch die angesehene soziale Stellung zu. Spinoza ist hierin fast die einzige große Ausnahme; und während die Welt seinen Ruhm verkündet, bleibt er freiwillig was er ist: ein armer Glasschleifer. Sein Ruhm ist europäisch, seine Lebenshaltung moslemisch.

Der heilige Prophet hätte ein so gefährvolles, wild bewegtes Leben nicht ertragen können, wie er es tatsächlich führen mußte, wenn er nicht im tiefsten Herzen besessen hätte: die Ruhe in Gott. Auch Spinoza hatte ein abenteuerliches Schicksal. Und auch er hätte es nicht ertragen, wenn er sich nicht die Ruhe in Gott errungen hätte. Es sind nicht die Männer des geruhigen Lebens, welche die Ruhe in Gott und überhaupt die Ruhe lehren. Sondern diese Friedlichen des Schicksals verkünden mit Vorliebe von ihren ungefährlichen Kathedern aus die Schönheit des Kampfes. Was Frieden wirklich heißt, weiß eben nur der, der den Kampf kennt, was Ruhe wirklich bedeutet, hat nur der ewig Gehetzte erfahren. Die Stoiker, welche im klassischen Altertum die unerschütterliche Ruhe der Seele predigten, die Idylliker, welche im späten Rom die Ruhe des Landlebens jeder Macht vorzogen, beide lebten mitten in den gewaltigen Beunruhigungen der römischen Kaiserzeit, da keiner seines Daseins auch nur einen Tag lang sicher war. Was den Stoikern die Unerschütterlichkeit der Seele, den Idyllikern die Unangefochtenheit einer anspruchslosen Existenz, das was den Christen die Aussicht auf den Himmel bedeutete und bedeutet: den ruhenden Pol nämlich, — das ist dem Moslem schon im Diesseits die Ruhe in Gott. Zu ihr wies Muhammad den Weg. Sie nannte auch Spinoza sein eigen. Und diese Ruhe, sie begleitete ihn noch zum Sterben. Es ist immer wieder der Gegenstand des Staunens für die Europäer, wie ruhig und klaglos der echte Moslem stirbt. So echt moslemisch starb auch Spinoza an der Schwindsucht im 45. Jahre seines schweren Lebens.

II. Die Lehre.

A. Die Metaphysik.

Wer die historische Bedeutung der Lehre Spinozas ermessen will, braucht sich nur an Sprachwendungen zu erinnern wie „sub specie aeterni“, d. i. „aus der Perspektive der Ewigkeit betrachtet“ oder „natura naturans“ und „natura naturata“: „schaffende und geschaffene Natur“. In letzterem Gegen-

satz kehrt der Unterschied wieder, den der Moslem zwischen Ar-Rahman und Ar-Rahim macht, was den Schöpfer betrifft. Gott ist sowohl der Erhalter des Geschaffenen (Ar-Rahman) wie der Schöpfer des Neuen (Ar-Rahim). — Über diese philosophischen Zentralbegriffe, die er schuf, hinaus ist Spinoza der erste, der ein philosophisches System im strengen Sinne zustande gebracht hat, d. h. nicht Dialoge wie Plato, nicht gewaltige Lehrbücher sämtlicher Wissenschaften wie Aristoteles, nicht Diskurse wie Cartesius, noch Essays wie die englischen Philosophen, sondern ein einziges großes Werk, in dem sich alle Anschauungen des Denkers zu einem einheitlichen Gesamtbild der Welt verknüpfen. Das konstruktive „System“ wurde nach Spinoza die Form, in der auch Leibniz, Kant, Schelling, Hegel, Schopenhauer gedacht haben.

Vom religiösen Standpunkt aus ist natürlich Spinozas Gottesanschauung am meisten der Betrachtung wert. Fragen wir einmal, wie seine Zeitgenossen sich ihren Gott vorstellten, so existierte Gott in ihrer Anschauung als ein gewaltiger alter Mann, der irgendwo außerhalb der Welt seinen Sitz hatte und diese Welt ihren Gang gehen ließ, um nur ab und zu einmal von außen einzugreifen. Im übrigen beschränkte sich dieser Gott darauf, den Toten ein strenger Richter zu sein. Spinoza verneinte zunächst die Anschauung, daß Gott außerhalb der Welt, d. h. extramundan sei. Denn Spinoza ging der Begriff des Alls auf. Wenn das All wirklich das All, d. h. das Ganze war, so konnte Gott nicht außerhalb dieses Ganzen sein, weil es ein solches Außerhalb nicht gab. Vielmehr stellte Spinoza dem extramundanen Gott die Immanenz Gottes gegenüber, d. h. Gott war für ihn im ganzen Kosmos, in allen Dingen. Er lehrte also das, was der Islam die Offenbarung Gottes in seiner Schöpfung nennt. Als Geist und Kraft durchwaltet Gott nach Spinoza die ganze Welt in allen ihren Hervorbringungen. Durch diese Anschauung Spinozas bekam das Dasein aber eine neue Weihe und Andacht. Denn wohnte Gott in jedem Stein, in jedem Gegenstand natürlicher oder künstlicher Art, in jeder Pflanze, in jedem Tier und auch im Menschen, so mußte plötzlich eine neue Ehrfurcht vor den Dingen erwachen; ein jeder Weg war nun Gottesweg, ein jeder Wind Gottes Wind, ein jeder Ort Gottes Stätte. Und vor allem lebte der Gott Spinozas in uns und durch uns Menschen. Der Mensch ist also verantwortlich für den Gott in sich, und es wird Aufgabe und Verpflichtung, sich selbst zu entfalten, denn das heißt, Gott in sich und durch sich in der Welt zu Wachstum und Blüte zu bringen. Dieser Gedanke deckt sich aber auch mit der moslemischen Anschauung, daß der Mensch durch ununterbrochene Arbeit an sich selbst zum Heiligen, ja, daß

er eines Tages völlig eins mit Gott werden könne. Auch der Islam glaubt eben an den Gott in unserer eigenen Brust, für den wir verantwortlich sind.

Spinozas Gottesanschauung ist, das sei hervorgehoben, kein Atheismus. Denn Gott bleibt ihm Persönlichkeit, ob auch Allpersönlichkeit. Was die Persönlichkeit kennzeichnet, ist, daß sie Charakter besitzt und einen Charakter nennen wir den, der streng nach dem Gesetz lebt, das er selbst sich vorschreibt. So aber tut Gott im Naturgesetz, von dem er nicht abweicht. Das Naturgesetz ist die Selbstgesetzgebung Gottes, in der sich seine Persönlichkeit als Charakter manifestiert.

Spinoza hat die Immanenz Gottes in unser Bewußtsein gehoben. Das ist sein erstes Verdienst. Seine zweite philosophische Großtat aber ist, daß er in dem uralten Streit zwischen Geist und Materie neue Wege gewiesen hat, die den moslemitischen Anschauungen ungemein nahekommen. Der sogenannte Spiritualismus lehrt: das Körperliche hängt vom Geiste ab, der sich seinen Körper baut. Der Materialismus lehrt: das Geistige hängt vom Körper ab und zerfällt mit ihm. Spinoza setzte dem Spiritualismus und dem Materialismus seinen sogenannten parallelistischen Monismus entgegen. Er lehrte: Weder ist der Geist von der Materie, noch die Materie vom Geist abhängig. Sondern Geist und Materie, beide sind abhängig von einem höheren Dritten, dessen Ausstrahlungen sie bilden. Dieses höhere Dritte, dieses Substantiale ist ihm Gott. Geist und Materie oder, wie Spinoza sagt, Denken und Ausdehnung verhalten sich also zu Gott so, wie nach moslemischer Anschauung die Engel. Denn diese sind dem Moslem ja wesentlich Personifikationen der großen Naturkräfte. Von Gott aber wissen wir nach Spinoza nun nichts weiter mit Ausnahme dessen, was wir als seine Ausstrahlungen gewahr werden. Wie wäre es, so sagt Spinoza, denn auch erlaubt, von Gott irgendeine einzelne, bestimmte Aussage zu machen. Gilt doch der Satz: *omnis determinatio est negatio!* Zu deutsch: jede Bestimmung ist Verneinung. Wie ist dieser Ausspruch gemeint? Nun, wenn ich beispielsweise von einem Edelstein aussage, daß er blau gefärbt ist, daß er zwei Zentimeter groß ist, daß er einen bestimmten Wert besitzt usw. usw., so bereichere ich ihn zwar mit jeder dieser Aussagen um einen charakteristischen Zug. Aber Spinoza behält dennoch recht, daß jede Bestimmung Beraubung, ja Verneinung ist. Denn wenn ich sage: der Stein ist blau, so sage ich damit, daß er nicht grün, rot, violett ist; ich schränke ihn ein, begrenze ihn. Und wenn ich sage, daß er zwei Zentimeter groß ist, so sage ich damit doch auch aus, was er nicht ist: er ist nicht meter-, nicht haushoch, er ist nicht unendlich. So steckt tatsächlich in jeder Bestimmung

zwar nicht glattwegs eine Verneinung, wie Spinoza es vielleicht etwas zu schroff formulierte, wohl aber eine Einschränkung. Und darin hat er gewiß recht: wer wollte noch wagen, des unendlichen Gottes Bild zu bestimmen, wenn Bestimmen Einschränken heißt. — Mit dieser Lehre von der Verkleinerung Gottes durch jede Bestimmung, denkt Spinoza aber nur einen uralten orientalischen Gedanken zu Ende. Im Alten Testament kehren sich die Erzväter ab, um Gott nicht zu sehen von Angesicht zu Angesicht, wenn er ihnen erscheint: denn glauben, ihn mit leiblichen Augen sehen zu können, hieße bereits, ihn beschränkter, ihn kleiner vorstellen als er ist. Und der Moslem wirft sich im höchsten Augenblick des Gebets vor seinem Gott in den Staub, so daß er nicht um sich sehen kann. Wozu auch. Der Gott, zu dem er betet, kann sich ja in keiner Gestalt in der sichtbaren Welt finden; denn jede sichtbare Verkörperung wäre begrenzt, wäre Negation, wäre zu klein. Du sollst dir deshalb auch kein Bild von Gott machen, so lehrt das Alte Testament, und dieses Gesetz haben strenger noch als die Juden die Moslems aufrechterhalten. Es gibt keine Bilder in den Moscheen, es gibt keine Bilder in der ganzen moslemischen Welt — sie fehlen schlechthin. Nun vollendet Spinoza diesen moslemischen Grundsatz nach der abstrakten Seite hin, indem er lehrt: auch geistig sollst du dir kein Bild von Gott machen, das ihn in einzelne Eigenschaften aufzulösen unternimmt, Eigenschaften, die in ihrer Vereinzelung das Geheimnis seiner Unendlichkeit und Unfaßbarkeit negieren und durch Analyse zerstören.

Der dritte metaphysische Hauptgedanke Spinozas ist der Gedanke der Kausalität, der heute ja zu den Selbstverständlichkeiten des wissenschaftlichen Denkens gehört und uns auch im Alltag geläufig ist. Aber Spinoza war der Erste, der ihn konsequent zu Ende gedacht hat. Kausalität nennt man die Lehre, daß jede Wirkung eine Ursache hat, und daß die Wirkung durch keine Macht der Welt verhindert werden kann, wenn die Ursache da ist. Wenn ich ein Schwefelholz an einer rauhen Fläche reibe, so muß Feuer entstehen und kann durch nichts verhindert werden. Das weiß heute jedes Kind. Aber jede Ursache hat wieder ihre Ursache. Man denke z. B. an den Weltkrieg, dessen Ursachen wir Jahrhunderte weit zurückverfolgen können bis zur Trennung zwischen Deutschland und Frankreich beim Verträge von Verdun im Jahre 843 n. Chr. Und auch die damalige Trennung hatte wieder ihre Ursachen. So bilden die Ursachen eine unendliche Kette von zwangsläufiger Notwendigkeit, in die alle Wesen unlösbar verstrickt sind. Aus dieser Einsicht zieht Spinoza die persönlichen Folgerungen. Die Kausalität ist für ihn das eiserne, unweigerliche Gesetz des Weltzusammenhanges, das

dem einzelnen zum freundlichen oder feindlichen Schicksal wird und weder im Guten noch im Bösen nach ihm fragt. Erdbeben, Kriege, Mißernten, Epidemien, alle diese großen Naturereignisse gehen beispielsweise mit einer erbarmungslosen Zwangsläufigkeit über uns hinweg. Und ihnen gegenüber menschliches Wohl und Wehe zur Sprache zu bringen, als ließen sie sich dadurch erbitten, ist nach Spinoza sinnlos. Es gilt vielmehr, den übermenschlichen Gewalten ruhig zuzusehen, — ruhig im Bewußtsein ihrer Unvermeidlichkeit, ruhig in Gott. Gewiß, so lehrt dieser Philosoph, das Notwendige ist furchtbar in seiner Unerbittlichkeit, aber es gibt uns auch die Ruhe, es hinzunehmen, da es unmöglich ist, sich dem Notwendigen durch irgendeine Anstrengung entziehen zu wollen. Ja, einzusehen, daß etwas notwendig ist und schicksalsmäßig kommen muß, es zu verstehen also, tröstet sogar. Spinoza nützt also die Kraftquellen aus, die uns aus einer erkannten Unvermeidlichkeit fließen.

Doch in welchen Hinterhalt hat uns Spinoza mit diesem Gedankengang andererseits geführt? Eben noch war uns das ganze All durchgottet und auf eine neue Weise geheiligt, erhoben, weil Spinoza uns überzeugte: Gott ist in allen Dingen. Gott und Natur sind eins. Nun aber ist uns das göttliche All unversehens zum gewaltigen Räderwerk, zur Maschine, zum Mechanismus herabgesunken, zwischen dessen Speichen das Schicksal uns emporhebt oder zermalmt. Und der Satz „Gott und Natur sind eins“ enthüllt sein Doppelgesicht. Wurde das All uns dadurch erhöht und nähergebracht, daß es mit Gott eins ist, so wird Gott uns, so will es scheinen, dadurch entfremdet, daß er mit dem All eins ist! Ehe wir diesen Konflikt zu lösen versuchen, gilt es aber, ihn bis in seine letzten Konsequenzen hinein zu verfolgen.

Noch einen Schritt weiter nämlich, und der Mensch seinerseits konstatiert nicht mehr nur die grausame, erbarmungslose Sachlichkeit der Natur, sondern er nimmt sich an ihr ein Beispiel, er beruft sich auf sie und hört gleich ihr auf, nach den Menschen, nach den lebendigen Wesen zu fragen, nach ihrer Lust und nach ihrem Leid. Sondern der Mensch selbst opfert den Menschen nunmehr jederzeit mit kaltem Blute seinen sachlichen Absichten auf. Dies ist der Generalstandpunkt, der großartig und unmenschlich ist. Denn er gibt lebendige Menschen zu Tausenden wie Maschinenteile preis, ohne nach ihren Gefühlen zu fragen und als ob sie deren so wenig hätten wie die Maschinenteile. Der Generalstandpunkt beruft sich mit Vorliebe auf die Notwendigkeit, auf jenes Prinzip also, das auch die Natur regiert und sie grausam macht. Er spricht von der Zwangslage, für große Ziele auch

große Opfer zu bringen. Der Generalstandpunkt ist das ethische Gegenbild zur mechanistischen, rein kausal gerichteten Lebensanschauung, an die uns Spinoza dicht herangeführt hat, und der das moslemische Kismet als Fügsamkeit des einzelnen in diese Sachlage allerdings Rechnung trägt. Aber bezeichnenderweise: nicht nur der Generalstandpunkt, der die Massen von oben beherrscht, sondern auch der Proletarierstandpunkt, der den einzelnen in der Masse rücksichtslos gegen den einzelnen aufruft, resultiert aus der mechanistischen Weltanschauung. Proletarier in diesem nicht politischen, sondern eher bürgerlichen Sinne ist ein Mensch, der Gewalt, Zank und Streit nicht scheut, um seine sachlichen Absichten durchzusetzen. Dem brutale Ausdrucksweise und nötigenfalls die Faust das beste Mittel scheinen, um seine gegenständlichen Ziele anderswollenden Menschen gegenüber und auf ihre Kosten zu verteidigen. Auch ihm ist daher die materielle Übermacht, die er geltend macht, die gegebene Form zur Durchsetzung seines Willens, dagegen nicht der Geist. Auch er ist Mechanist und Materialist im kleinen, wie der General im großen. Dem Proleten ist an Menschenwert und Menschenwürde weder bei sich noch bei anderen sonderlich gelegen. Gegen Frau und Kind, gegen die Arbeitsgenossen und Untergebenen, aber auch gegen den Vorgesetzten tritt er laut und rechthaberisch auf. Ist der General Krieger von Beruf, so verwandelt der Proletarier das Leben, z. B. sein Familienleben, in einen Kleinkrieg. Der Krieg ist nämlich die Daseinsform, welche die Anwendung mechanistischer Mittel am ehesten rechtfertigt, ist er doch die Grundsituation der Ungüte und Erbarmungslosigkeit. Und hier kann nicht unterlassen werden, darauf hinzuweisen, wie sehr sich im Rußland der ersten Revolutionszeit General- und Proletarierstandpunkt berührten. Ja vielleicht war das heutige Rußland nur möglich, weil beide Standpunkte im Mechanistischen und in der Bewertung der Gewalt sowie des Sachlichen über dem Menschlichen innerlich verwandt sind.

Von beiden der große Gegensatz verkörpert sich im Herrenmenschen oder Ritter. Dem Herrenmenschen ist am Menschen immer mehr gelegen als an den Dingen. Er achtet das Gefühl in der eigenen Brust und in der Brust Fremder. Er achtet es mehr als die Sachen. Deshalb stützt er die Schwachen, hilft den Bedrängten, ist ritterlich gegen jedermann. Seine persönliche Würde sowie die Würde anderer steht im Vordergrund der Motive seines Handelns und überwiegt den Wert materieller, mechanistischer Güter. Der Ritter sucht jede Situation auf Güte hin zu gestalten. Denn der Güte verknüpft sich jene Atmosphäre, in welcher die höheren, nämlich die persönlichen Werte, die unmechanischen, entscheidend sein dürfen.

Während der Krieg es an sich hat, daß in ihm die niederen Werte und Instinkte den Ausschlag geben. Wir können es auch so ausdrücken: Im Lichte der Güte haben die humanen Spitzenwerte, im Lichte des Krieges die nüchtern-sachlichen Grundwerte des Daseins die Entscheidung. Und der Gipfel der Ritterlichkeit hat jederzeit darin bestanden, den Krieg selbst noch in das Reich der Güte einzubeziehen, indem man ihn ritterlich führte und nicht mechanistisch; d. h. man ließ Rücksicht und Courtoisie walten gegenüber dem Gegner und seinen menschlich wertvollen Eigenschaften. Gerade im Kampfe selbst feiert das Prinzip der Güte, das Prinzip des Ritters und Herrenmenschen also, unter Umständen seinen höchsten Triumph.

Der Leser wird aber schon längst fühlen, daß mit dem Ritter unausgesprochen bereits der moslemische Mensch gezeichnet ist — wenigstens wie er sein soll. Man denke nur an den heiligen Propheten, den Ritter unter den großen Gesetzgebern der Menschheit! Er selbst übte Höflichkeit gegen jedermann und hat sie allen Moslems zur heiligsten Pflicht gemacht, d. h. er achtete die Menschenwürde, eigene und fremde an erster Stelle. Er befahl ferner, die Schwachen zu stützen, den Bedrängten zu helfen. Er suchte den Frieden und bevorzugte den gütlichen Vergleich. Den besieigten Gegner demütigte er nicht, sondern erhob ihn. Und er brachte große materielle Opfer, wenn es galt, die persönlichen Beziehungen zwischen sich und den Mitmenschen in ungetrübter Höhe und Schönheit zu erhalten. Er wollte auf den Herrenmenschen heraus und nicht auf den General noch auf den Proletarier, diese Verbündeten der materiellen und mechanischen Tatsachen des Daseins.

In diesem und nur in diesem einen Punkte trennen sich also die Wege des Islams von denen Spinozas. Freilich, Spinoza selbst hat aus dem mechanistischen Weltbild, das er entwarf, noch gar nicht die praktischen Folgerungen gezogen; weder hat er den Generalstandpunkt noch den Proletarierstandpunkt gekannt. Nein, erst das neunzehnte und zwanzigste Jahrhundert hat den General- und den Proletarierstandpunkt zu bewußter Konsequenz entwickelt.

Gegen beide Anschauungsweisen aber wendet sich der Islam. Und er vermag sich dabei auf einen anderen großen deutschen Philosophen zu stützen, auf Spinozas Nachfolger, Leibniz nämlich. Wie Spinoza die pessimistische, so stellt Leibniz die optimistische Seite der Naturtatsachen ins Licht der Betrachtung, er ergänzt seinen Vorgänger also durch die Antithese. Auch Leibniz geht, wie Spinoza, vom Ganzen, vom All aus. Aber er sieht im All nicht nur den Allzusammenhang wie Spinoza es tat, sondern zugleich

ein so weise Geplantes, daß jeder Teil bereits mit Rücksicht auf jeden anderen, gegenwärtigen und kommenden erdacht ist, — kurz, er erkennt im All einen Organismus. Und wie beispielsweise im Organismus des menschlichen Körpers die Lunge schon so gestaltet ist, daß das Herz neben ihr Platz hat, wie die Arme und Beine so eingerichtet sind, daß sie ein Gehirn voraussetzen, welches sie regiert, so ist im ganzen All jedes Ding schon mit Rücksicht auf alle anderen gebildet. Das ist die sogenannte prästabilisierte Harmonie des Philosophen Leibniz, der Spinozas mechanistische Auffassung durch eine organische ergänzt. Kraft der prästabilisierten Harmonie helfen und dienen die Dinge im All einander, und es kommt die gütige, gebende Seite der Natur zu Worte, die bei Spinoza unter der eisernen Notwendigkeit verschwunden war. Wie bekannt aber klingen diese optimistischen Gedankengänge des Philosophen Leibniz einem moslemischen Ohr. Denn wohl erkennt der Moslem Gott als ar-Rahman, d. h. als den Aufrechterhalter unweigerlicher Naturgesetze. Aber er kennt ihn doch auch als ar-Rahim, d. h. als den, der alle Dinge so gemacht hat, daß sie einander nützen und fördern. Denn was später kommt in der Schöpfung, das paßt sich dem früheren an, z. B. Mensch und Tier der Sonne. Und gewiß ist diese Fähigkeit, sich dem Bestehenden anzupassen und aus ihm Nutzen zu ziehen, eine wunderbare Kraft der Lebewesen. Aber es ist doch auch die wunderbare Kraft der Sonne, daß sie Anpassung und Entfaltung organischer Wesen ermöglicht. Denn die Sonne, sie konnte doch auch so beschaffen sein, daß Lebewesen unter ihren sengenden Strahlen überhaupt nicht aufkamen! Dies ist das Geschenk Gottes in seiner Eigenschaft als ar-Rahim an die Wesen: er verlieh ihnen die Fähigkeit: den einen, Nutzen zu ziehen, den anderen, sich benutzen zu lassen; und beides im selben Akt.

Kraft wechselseitiger Anpassung aneinander aber fördern die Wesen einander nicht nur, sondern sie vermeiden es auch immer besser, sich wechselseitig zu stören. Zwischen Sternen gibt es schon heute keinen Krieg mehr, sondern Krieg existiert nur noch zwischen den Kleinwesen des Alls. Und mit fortschreitender Anpassung aller Wesen aneinander dringt die Befriedigung aus den Sphären der Sternenwelt vermutlich auch immer weiter in die Sphäre der Kleinwesen ein. Die allgemeine Pazifizierung aber nimmt ihren Weg vielleicht gerade über jene Mechanisierung, die den Generalstandpunkt schuf. Denn der noch unvollkommen gehandhabte Mechanismus des kosmischen Zusammenlebens läßt allerdings immer wieder Reibungen, Feindschaften, Katastrophen aufkommen. Dagegen führt der vollkommen beherrschte Mechanismus des Zusammenlebens notwendig einen

reibungslosen, d. h. absolut friedfertigen Zustand herauf. So wird zuletzt der Mechanismus sich selbst in seinen üblen Wirkungen ausschalten, wenn er sich immer mehr vervollkommnet. Wie sich denn alle großen Dinge nur durch sich selbst korrigieren und rektifizieren.

* * *

B. Die Ethik.

Der Grundpfeiler der Ethik Spinozas ist seine Überzeugung, daß das Glücksgefühl jedesmal die Begleiterscheinung sei einer Ertüchtigung, Vervollkommnung oder Stärkung unseres Wesens, die wir erfahren. Ertüchtigung, Vervollkommnung, Stärkung, das sind demnach auch die Spinozäischen Tugenden. Und Spinoza gelangt zu dem weittragenden Schluß: Die Tugend ist nicht ein Mittel zum Glück, sondern sie ist das Glück selber. Hat Spinoza mit dieser These recht? Gewiß, wenn wir ihn recht verstehen und seinen Satz ein wenig einschränken. Denn es gibt, das lehrt schon eine flüchtige Überlegung, allerdings auch vielerlei Glücksgefühle, die nicht an unsere Besserung und unser Wachstum gebunden sind, sondern nur im Konsum und im passiven Genuß guter Dinge bestehen. Ja, jedermann weiß, daß es auch Glücke gibt, die uns herabziehen. Richtig bleibt gleichwohl: kein Glück ist höher, edler, reiner als das Erlebnis des eigenen Wachstums, der Selbstentfaltung, der Selbstvervollkommnung, der Steigerung unserer Kräfte. Die Selbstentfaltung ist also zwar nicht die alleinige Ursache der Glücksgefühle, wohl aber die Trägerin unserer höchsten, edelsten Glücksgefühle. Und gerade, daß die Masse der Menschen bei dem Worte „Glück“ immer nur an ein Leben in Saus und Braus, in Vergnügungen und Freuden denkt, nicht aber an das Glück als Begleiterscheinung zunehmender Wesenssteigerung, gerade das zeigt die ganze Originalität von Spinozas Konzeption.

Wo jemand tugendhaft ist, da ist er nach Spinoza glücklich. Wo jemand aber von einem hohen Glück erfüllt ist, da prallen alle niederen Versuchungen an ihm ab, sie finden einfach keinen Raum mehr frei in der Seele eines dergestalt Erfüllten. Spinoza drückt diesen Gedanken so aus: Man freut sich des Guten nicht, weil man das Niedere in sich zurückgedrängt hat, sondern dadurch, daß man sich des Guten freut, wird den niederen Regungen in uns der Boden entzogen. Für die Pädagogik ergibt sich daraus die weitere Konsequenz: daß wir die Jugend mit hohen Lebenswerten erfüllen sollen. Dann ist sie ganz von selbst gegen Versuchungen

immunisiert und bedarf nicht erst der Verbote und Warnungen, die niemals viel fruchten.

Wer könnte in allen diesen Gedanken die enge Übereinstimmung verkennen, die zwischen Spinoza und den Lehren des Islam erreicht ist? Er-tüchtigung, Vervollkommnung, Stärkung unseres Wesens und Charakters, das ist auch für den Moslem die Hauptaufgabe jedes Lebens, das macht auch für den Moslem des Menschen Glück aus. Und die Abkehr von lauten Vergnügungen äußerer Art erreicht bei frommen Moslems selbst im Glanz der großen Städte Westeuropas einen solchen Grad, daß sie in ihren vier Wänden wie auf einer Insel leben. Auch ihnen ist die Tugend selbst bereits das Glück, und die äußeren Güter bedeuten ihnen wenig.

Die Voraussetzung der Selbstvervollkommnung eines Wesens ist, daß es da sei und lebe — seine sogenannte Selbsterhaltung. Jedes Wesen hat einen natürlichen Trieb, sich selbst zu erhalten. Anlässlich dessen stellt Spinoza die eigenartige Behauptung auf, daß eigentlich das bloße Dasein, zumal die lange Dauer eines Daseins schon ein Beweis von Tugend ist. (Gott selbst ist ja von ewiger Dauer!) In dieser kampfbewegten Welt nämlich kann sich ein Wesen auch nicht einmal auf kurze Zeit, geschweige denn auf lange am Dasein erhalten, wenn es nicht doch allerlei noch so versteckte Kräfte und Tüchtigkeiten besitzt, dank deren es an der Oberfläche des Lebens bleibt, statt zu sinken. Hierauf ist zu sagen: Spinoza hat wiederum recht, wenn man ihn recht versteht. Recht hat Spinoza, wenn er die Kraft bzw. Tüchtigkeit zum Fundament seines Tugendbegriffs macht. Denn die Kraft, selbst die verbrecherische, ist als Kraft, als Fähigkeit noch immer etwas Positives; Kraft, das ist ja die Grundlage alles Wirkens in der Welt. Deshalb bilden die Kräfte jeder Art allerdings den Rohstoff der Tugend. Aber sie sind noch nicht die Tugend selbst. Sondern Tugend ist etwas Komplizierteres; zur Tugend wird eine Kraft erst, wenn sie im Dienste des Guten steht. Die Tugend ist also eine Synthese aus Kraft und gutem Willen. Die Kraft allein genügt nicht, so wenig wie der gute Wille allein. Man kann deshalb auch sagen: Tugend ist ein Veredelungsprodukt aus unseren Kräften. Und die Veredelung der Kräfte geschieht durch ihre Richtung auf das Gute. Die Kraft- und Machtmenschen unserer Tage haben also unrecht, wenn sie in ihrer überlegenen Kraft allein schon die Tugend sehen. Ebenso haben aber auch diejenigen unrecht, die zwar das Gute wollen, jedoch mit unzureichenden Kräften. Denn sie vermögen ihren guten Willen nirgends durchzusetzen und lebendig zu machen. Und was nun vollends die verbrecherischen Kräfte anbelangt, selbst solche, die wir be-

wundern müssen, so können sie einen Menschen doch nur auf eine verhältnismäßig kurze Weile am Dasein halten. Denn Kräfte, die verbrecherisch, also unsozial angewandt sind, haben, auf die Dauer geübt, die Wirkung, das soziale Ganze zu zerstören, dessen Teil auch der Verbrecher ist, d. h. der Verbrecher sägt, ob auch mit viel Geschicklichkeit, allmählich doch den Ast ab, auf dem er selbst sitzt. Mit dem Ganzen geht eines Tages auch der Teil unter.

Was Spinoza unter Kraft recht eigentlich versteht, das kann nun nicht länger zweifelhaft bleiben, wenn wir seinen Gedankengang bis ans Ende verfolgen. Spinoza sieht die Menschen um sich her mit sogenannten Riesenkräften äußeren Glückszielen nachjagen wie dem Reichtum, dem Geschlechtsgeuß, den Ehrenstellen, dem Luxus. Sind diese Menschen, die soviel Kraft aufwenden, nun stark? fragt er. Und seine Antwort lautet: Nein. Denn ihr ganzes Kraftaufgebot beruht auf einer Schwäche. Sie haben eine Schwäche für Reichtum, Geschlechtsgeuß, Ehrenstellungen, Luxus. Sie sind an diese Dinge gebunden. Sie können dem allen nicht widerstehen sie sind Sklaven ihrer Leidenschaften, sie leben unfrei; kurz, sie sind nicht stark. Wir erfahren also eine ungeheure Umwälzung unseres Kraftbegriffs, wenn wir diese Ausführungen Spinozas in Rücksicht ziehen. Der Mensch, der uns eben noch durch seine Kraft, seine Tüchtigkeit, seine Leistungen und Erfolge imponierte, erscheint plötzlich als Schwächling, der dem Reiz eines Lustziels nicht widerstehen kann. Oder anders formuliert, sein Kraftaufgebot ist Ausdruck einer Leidenschaft, die ihn beherrscht, statt daß er sie beherrscht. Er ist Knecht nicht Meister.

Wer aber besitzt nun wirklich Kraft, Kraft im Spinozäischen Sinne? Nur der Mensch, der sich in der Gewalt hat und Selbstbeherrschung übt. Nicht nur Kraft besitzen, sondern auch sie beliebig einsetzen oder abstellen können, darauf kommt es an. Spinoza nennt diese Fähigkeit, diese Freiheit die „Bändigung der Affekte“, und unter dieser Bezeichnung ist seine „Lehre von den Affekten“ berühmt geworden. Die vollkommene Bändigung der Affekte aber, wir wissen es wohl, macht auch den moslemischen Heiligen aus. Was Spinozas Weiser ist, der über jeden Affekt gebietende Mensch, ganz dasselbe ist in Wahrheit der Heilige, den der Moslem verehrt. So groß ist die Übereinstimmung. Denn Spinoza legt, ganz wie der Islam, vor allem Wert auf die hemmenden, mäßigenden, bändigenden, requieszierenden, resignierenden Potenzen in uns, die oft denjenigen noch fehlen, die eine starke Aktivität aufbringen. Und erst beiderlei Arten von Kraft, die aktive und die bändigende zusammen, begründen den wahren Sieg des Menschen über die Dinge und sich selbst.

Wer aber sagt uns nun, wo wir unsere Kräfte einsetzen, wo wir sie zurückhalten müssen? Das zu entscheiden ist die große Aufgabe des Verstandes. Spinoza tritt demgemäß mit allem Nachdruck für den Verstand ein. Aber es ist nicht nur der kalte Verstand des vorsichtigen Rechners allein, in dessen Lob er sich erschöpft. Sondern darüber steht ihm noch eine Verstandesanwendung ganz eigener und höherer Art. Er nennt sie den „amor dei intellectualis“. Und mit diesem Begriff nähern wir uns dem Allerheiligsten von Spinozas Philosophie. Amor dei intellectualis heißt zu deutsch: vom Verstande getragene Liebe zu Gott.

Um Spinozas amor dei intellectualis richtig zu fassen, bedarf es einer kurzen Vorerwägung. Die Liebe ist unser innigstes Gefühl. Und der Verstand gilt heutzutage zumeist als der kalte Feind alles Gefühls, mithin auch der Liebe. Man sagt wohl auch: Der Verstand tötet das Gefühl. Diese Anschauung hat in zahlreichen Fällen gewiß recht. Denn wir müssen aus Verstandesgründen oft anders handeln als unser Gefühl will. Aber alles in der Welt ist zugleich für und gegeneinander. Und so gibt es neben dem feindlichen auch ein freundliches Verhältnis zwischen Verstand und Gefühl. Beispielsweise ist es ein Irrtum, daß die Liebe blind macht; sie macht vielmehr meist besonders hellichtig und wissend. Sie lehrt uns, selbst das Unausgesprochene eines geliebten Menschen noch zu fassen. Hier steigert das Gefühl also den Verstand; aber auch das umgekehrte Verhältnis greift Platz. Denn wie Liebe wissend macht, so macht Wissen liebend. Die Heimat lieben wir z. B., weil wir so viel von ihr wissen, jeden Baum, jedes Haus in ihr kennen. Und überhaupt: einen Ort, ein Land, ein Volk lieben wir, wenn wir tief in seine Geschichte eingedrungen sind. — Man spricht von bewußtem Genuß: auch in ihm steigert der Verstand das Gefühl.

Gibt es also auch ein freundliches Verhältnis zwischen Verstand und Gefühl, so gelangt dieses auf seinen Höhepunkt im amor dei intellectualis Spinozas. Glückselig können wir nur sein, so meint Spinoza, wenn wir des Gegenstandes absolut sicher sind, der uns beglückt. Wenn wir nicht immerfort zu bangen brauchen, daß er uns verloren geht. Nun sind alle irdischen Glücksgüter aber vergänglich, flüchtig, ungewiß. Man kann sich also ihrer, selbst solange man sie besitzt, niemals ohne Angst freuen. Mithin sind sie samt und sonders nicht imstande, uns glücklich zu machen. Wir müssen vielmehr einen Gegenstand suchen, der unversehrbar und beständig ist, wenn unser Glück Dauer haben und schattenlos, sorglos sein soll. Solch einen Gegenstand gibt es. Und zwar gibt es nur einen einzigen: es ist der Ewige selber, es ist Gott. Spinoza, dem es überall um Erhaltung und Selbsterhal-

tung des Seienden zu tun ist, kommt zu dem Schluß: Wir müssen Gott lieben, wenn wir unserer eigenen Glückseligkeit ungetrübte Dauer sichern wollen. Wie aber können wir Gott fassen mit der Innbrust eines Liebenden, da Gott doch nichts einzelnes ist, nichts, was wir sehen, hören, tasten können, sondern das unendliche Ganze! Nun, der Begriff des Ganzen und Unendlichen, er läßt sich fassen: zwar nicht mit Augen, Ohren, Händen, aber mit dem Verstande, denn er läßt sich denken. Und also gewinnt das Denken, der Intellectus, für unser Glück die höchste Wichtigkeit. Ist er doch nach Spinoza der einzige Weg, um Gottes habhaft zu werden, um uns mit dem absolut zuverlässigen Gegenstand unseres persönlichen Glückes in Verbindung zu setzen. Und das ist der Spinozäische amor dei intellectualis: der Intellekt als Mittel zur Glückseligkeit in Gott. Indem wir Gottes Gedanken nachdenken, fassen wir ihn tiefer und leben beglückt in ihm.

Wenn nun aber, und damit treten wir unmittelbar in das Allerheiligste des Spinozismus, Gott im ganzen All und in allen Dingen des Alls ist, so ist er auch in uns. Und also: indem wir Gott lieben, liebt Gott durch uns sich selbst. Und vielleicht ist dies die große Aufgabe, zu der Gott die Menschen überhaupt ins Dasein rief: Organ zu sein, dadurch er sich selbst zu lieben vermag. Im Menschen bekommt das All zum erstenmal Augen für sich selbst. Zur Kraft der Aktivität, zur Kraft der Selbstbeherrschung kommt damit als dritte, letzte und höchste Kraft im Sinne Spinozas hinzu: Die Kraft der Wahrnehmung, des Schauens und Fühlens, des Auge-Seins, Herz-Seins, des Liebens, die Kraft zu empfangen und dankbar zu sein.

Spinoza hat die Kraft als Selbstentfaltung gefordert, die Kraft als Aktivität. Spinoza forderte aber auch die Bändigung der Affekte, das ist die Kraft zur Passivität. Und endlich fordert er die liebende Schau des Alls: d. i. die Kraft der Rezeptivität. Heutzutage stellt man so gern die Aktivität allein als Kraft hin und die Zurückhaltung, die Passivität sowie die bloße Schau als Schwächen dagegen. Spinoza zeigt uns, daß die Kraft drei Formen haben kann: die Form der Aktivität, die Form der Passivität oder Resignation und die Form der empfangenden Hingabe oder Rezeptivität. Und erst wenn diese drei Kräfte (die einzeln auch Schwächen sein können) zusammen wirken und einander regulieren, erst dann entsteht der wirklich sittliche Mensch.

JESUS IN MOSLEMISCHER BELEUCHTUNG
VON F. K. KHAN DURRANI

Das Problem.

JESUS war ein israelitischer Prophet. Die gläubigen Christen verehren in ihm den Begründer ihrer Religion. Und jedenfalls ist er „Gegenstand der christlichen Anbetung“, wie es der englische Geistliche Bruce (E. B. 2435) ausgedrückt hat.*)

Welche Bedeutung besitzt Jesus für die Moslems? Bei ruhiger Prüfung der Sachlage kann diese Frage kategorisch und ohne Zögern dahin beantwortet werden: Für die Moslems als solche war Jesus Christus keine Notwendigkeit. Weder als Lehrer hatten sie nötig, auf ihn zurückzugreifen, weil ohne seine Lehre ihnen Erlösung versagt geblieben wäre, noch bedurften sie seiner als Vorbild im Wandel, weil sein Beispiel ihnen erst hätte zeigen müssen, wie man leben soll. Wenn wir das feststellen, geschieht es nicht aus engherziger Verkennung, sondern aus zwei wichtigen Erwägungen. Erstens ist es in Wahrheit nur allzuwenig, was wir über den wirklichen Jesus Christus wissen. Und auch dieses Wenige ist nicht absolut gesichert, vielmehr hängt seine ganze Existenz bei Lichte gesehen an einem sehr dünnen Faden geschichtlicher Wahrscheinlichkeit, den neuerdings gewisse Gelehrte sogar völlig abzuschneiden versucht haben. Zweitens aber haben wir Moslems ja Muhammad. Und der Begründer des Islam ist allerdings eine so mächtige und überragende Persönlichkeit, daß er alle anderen Gestalten der Religionsgeschichte in den Schatten stellt. Von Muhammad besitzen wir überdies die allervollkommenste und sicherste historische Kenntnis. Er verschwindet uns nicht im Mythos. Sondern aus all dem Nebel, der über den anderen großen Religionsstiftergestalten hängt, tritt er allein als ganz bestimmt umrissene Erscheinung heraus. So ragt er in das volle Tageslicht der Geschichte. Über seine geschichtliche Existenz kann also auch kein Zweifel bestehen. Hat er doch sein Siegel dem Lauf des Weltganges so tief und stark aufgeprägt, daß keine Zukunft seine Spur je wird verwischen können. Ja, die winzigsten Einzelheiten seines Lebens sind uns Heutigen noch genau bekannt, und wir sehen ihn, wie er sich unter seinen Gefährten bewegt, wie er sich

*) E. B. = Encyclopädia biblica, herausgegeben von Cheyne, 4 Bände, London 1889—1903. Die Zahlen beziehen sich auf die Spalten. Die sonstigen, in dieser Abhandlung vorkommenden Abkürzungen sind: A. T. = Altes Testament, N. T. = Neues Testament und Q. = Quran.

mit ihnen und für sie abmüht, Anteil nehmend an ihren Freuden und nicht minder an ihren Sorgen. Wir gewahren den großen Mann im Schoße seiner Familie, wo er Flicker auf seine Kleider näht, seine Schuhe ausbessert, die Ziegen melkt, die Dielen fegt, sich nicht vor den niedrigsten Hilfeleistungen scheut und sich bei den Frauen im Haushalt nützlich macht. Wir schauen ihm zu, wenn er die Waisen besucht und mit ihnen scherzt, wenn er bei Witwen und Armen eintritt, wir beobachten ihn beim Spielen mit den Kindern und werden Augenzeugen, wie sie auf seine Schultern klettern und zuweilen seine Kleider nassen. Er plaudert mit ihnen über ihr Spielzeug und über das, was ihr Vögelchen tut. Wir teilen seinen Schmerz, wenn ihm Klagen über den Verlust eines Freundes die Lippen bewegen, wir schauen die Träne der Zärtlichkeit und des Mitleids in seinem Auge beim Tode eines Kindchens, und wir hören sein Lachen und Scherzen wie auch seine harmlose Lustigkeit. Das ist Muhammad! Ein Mann in der Tat! Man muß es sagen! Er war der allumfassendste Charakter, der je lebte, sein Vorbild wurde zum Quell der Stärkung und Begeisterung für Männer jederlei Berufes und Wirkungskreises, vaterlos geboren, im Alter von sechs Jahren auch der Mutter beraubt und frühzeitig schon darauf hingewiesen, die Verantwortlichkeiten des Lebens auf sich zu nehmen, so wird er als bescheidener mekkanischer Kaufmann von der weit entfernten und in ihren Verhältnissen ganz zerrüteten Stadt Yathrib zum König ausgerufen, und er geht in sein neues Amt mit einer Selbstverständlichkeit, als sei er Zeit seines Lebens König gewesen. Als König aber muß er auch dieser Leute Richter werden und, um als Richter ihre Streitigkeiten zu schlichten, muß er ihnen Gesetze geben; um ihnen Gesetze zu geben, ist es endlich nötig, daß er ihre Heere zum Siege führt; so ist er auch plötzlich berufen, mit Freund und Feind zu unterhandeln, über Frieden und Krieg zu entscheiden, dabei die Harmonie im Inneren zu hüten und die Grenzen vor fremdem Einfall zu bewahren. Er muß der Seinen Steuermann sein, das Staatsschiff fest und sicher lenken. Aber vor allem muß er ihr wohlwollender und liebevoller Lehrer sein, um ihnen Wahrheiten zu offenbaren, die sie vorher nicht im entferntesten kannten. Ein so umfassender Charakter, ein so vielseitiger Genius war Muhammad. Fürwahr, der Begründer des Islams steht, was Universalität anbetrifft, einzig in der Weltgeschichte da. Und also: Wenn ein Moslem ein Beispiel und Vorbild braucht, dem er mit Vertrauen folgen kann, wohin anders hätte er sich zu wenden als zu Muhammad? Mit Recht sagt deshalb der Heilige Quran: „Sicherlich habt ihr in dem Gesandten Gottes (Muhammad) ein vortreffliches Beispiel“ (33:21). Und „Sage (oh Muhammad den

Muslims): Wenn ihr Gott liebt, dann folget mir, Gott wird auch euch lieben und euch eure Fehler vergeben, und Gott ist verzeihend und gnädig“ (3 : 30).

Die erhabene Hoheit Muhammads, der in seiner einen Person einen ganzen Personenkreis repräsentierte, schuf jedoch keinen religiösen Partikularismus, wie es andere Propheten taten. Nein, der Islam ist universell und war es von der Stunde seiner Geburt an. Denn der Islam erkennt als allgemeine Tatsache an, daß jedes Volk seinen göttlichen Führer gehabt hat. „Und jede Nation hatte einen Propheten“ (Q. 10 : 47 und 16 : 36). „Es gibt nicht ein Volk, zu dem nicht ein Mahner gegangen wäre“ (Q. 35 : 24). Einige von jenen Religionslehrern fremder Völker werden im Heiligen Buche mit Namen genannt, andere werden nicht aufgezählt. Doch von ihnen handelt der Quran in Vers 4 : 164 und 40 : 78. Man erinnere sich aber, um die moslemische Gesinnung recht zu würdigen: Als die Moslems Persien eroberten, erfuhren sie, daß die Perser als Propheten den Zarathustra verehrten. Sie wiesen ein Buch vor, daß Zarathustra ihnen hinterlassen hatte. Sofort erkannten auch die Moslems ihn als Propheten an und stellten die Perser auf dieselbe Stufe wie die Juden und Christen als ein „Volk des Buches“, als ein bevorzugtes Volk. Ebenso anerkennen die Moslems Indiens die beiden indischen Propheten Buddha und Krishna als Propheten an — dies alles, obgleich weder Zarathustra noch Buddha noch Krishna im Quran erwähnt werden. Selbst wenn Jesus also nicht im Quran erwähnt worden wäre, würden die Moslems doch früher oder später sein Prophetentum sanktioniert haben. Denn der Islam begnügt sich nicht mit der Anerkennung der Propheten fernliegender Geschichtsperioden, sondern er gestaltet diese Anerkennung fremder Propheten zu einem Prinzip für alle, auch die kommenden Zeiten. Das entspricht dem Wesen des Islam, der versucht, die ganze Menschheit in eine Brüderschaft zusammenzuschweißen und sie zu einer internationalen Gemeinschaft zusammenzufassen, die keine Rassenunterschiede duldet und die nicht durch geographische Grenzen zerspalten wird. Wenn daher das Heilige Buch des Islam alle Menschen einlädt, seiner Friedensbotschaft zu folgen, so verlangt es nicht nur Glauben an das Prophetentum Muhammads, sondern zugleich auch Zuversicht in den göttlichen Ursprung der Offenbarungen, die den früheren Propheten gemacht worden sind (Q. 2 : 4). Die Moslems müssen, so fordert der Islam, an alle Propheten aller Völker glauben (Q. 14 : 150—152) und sie gleichmäßig ehren; man darf keine Unterschiede zwischen ihnen machen (Q. 2 : 285). Und damit ist uns Moslems auch der Weg zu Jesus Christus gewiesen.

Der Nazarener wird im Quran mehrere Male erwähnt. Die Umstände, die zu seiner Nennung im Heiligen Buche führten, und die den Charakter und Inhalt jener Stellen bestimmen, in denen uns sein Name begegnet, werden wir im nächsten Teil prüfen. Hier vor allem eins: Christus wird jedesmal als Prophet erwähnt. Moslems und Nichtmoslems stimmen also in diesem Punkte überein. Und zwar liegen die Dinge so: Der Quran anerkennt (2:253) die geschichtliche Tatsache, daß jeder von den verschiedenen Propheten, den jeweiligen Erfordernissen ihrer Zeiten entsprechend, seine besondere Eigenart hat, und daß jeder nach der Größe der Arbeit zu bewerten ist, zu deren Erfüllung er berufen wurde. Dennoch war die Ehrfurcht, die der Islam bei seinen Anhängern für jene großen Lehrer erweckte, so überwältigend, daß es bei dem Moslem niemals dazu kam, den einen mit dem anderen abschätzend zu vergleichen. „Wir machen keinen Unterschied zwischen jedem Seiner Gesandten“, heißt es im Quran (2:185). — Einer ganz anderen Haltung begegnen wir im Okzident. Die Europäer nehmen das größte Interesse an einer klassifizierenden Bewertung der verschiedenen Religionsstifter; sie sind mehr darauf bedacht, sie nach ihrer Größenfolge zu etikettieren und sie auf ein bestimmtes Gewicht festzulegen, als daß sie versuchten, in ihre Fußtapfen zu treten. Die Frage, welche Stellung der Islam Jesus zuweist, hat, wie man danach erwarten muß, auch im christlichen Lager viele Gemüter erregt. Aber die Meinungen dort bewegen sich in einem seltsamen Widerspruch. Einerseits glaubt man vielfach, daß der Islam Jesus nur einen unzulänglichen Platz angewiesen habe. Viele christliche Schriftsteller beklagen sich wenigstens darüber mit aller Schärfe. Ganz anders denken aber offenbar die christlichen Missionare, die in moslemischen Ländern arbeiten. Wenigstens pflegen sie, wenn sie zum ungebildeten Volke sprechen (und die höher Gebildeten meiden sie wie die Pest), den geheiligten Text des Quran in ganz gefälschter Weise zu interpretieren: sie finden in Stellen Hinweise auf Jesus, die niemals im Laufe der Jahrhunderte irgendeinem Moslem als solche erschienen sind, und werfen Wahrheit und Irrtum willkürlich durcheinander, um die Vorstellung zu erwecken, als ob Jesus im Quran allenthalben über Muhammad gestellt sei, und als ob ihm übermenschliche Eigenschaften zuerkannt würden. Während meines Aufenthaltes in Trinidad B. W. I (1920—1922) zeigte mir ein christlicher Missionar eine Urdu-Übersetzung des Quran, in lateinischen Buchstaben gedruckt, und natürlich von der christlichen Mission herausgegeben. Im Index war auf eine Stelle verwiesen, wo Muhammad Jesus mit „Mein Herr!“ apostrophiert haben sollte. Der Bluff hätte auf jemanden Eindruck

machen können, der die Methoden der christlichen Missionare nicht kannte. Aber ich wollte die Stelle sehen. Und da zeigte es sich: sie enthielt keinerlei Beziehungen auf Jesus. Diese Propagandisten des Christentums wollen eben nicht verstehen, daß Muhammad, der die Fundamente für eine neue Religion legte und den Anspruch erheben durfte, der letzte Prophet zu sein, daß dieser Muhammad, dessen Lehren für alle Zeiten fortbestehen werden und alle früheren Sendungen in sich schließen, den Propheten Jesus wirklich nicht als höheren Ranges ansehen konnte wie sich selbst!

Wo liegt nun aber die eigentliche Wahrheit in der Frage, was der Quran über Jesus denkt? Dieses Problem auf den folgenden Seiten zu untersuchen, haben wir uns zur Aufgabe gestellt. Aber eins möchten wir hier voranschicken: Christliche Missionare argumentieren zuweilen etwa in folgendem Stil: Die Mutter von Jesus wird im Quran erwähnt, die von Muhammad nicht, folglich steht Jesus höher als Muhammad. Oder: Geburt und Tod von Jesus werden im Quran erwähnt, die gleichen Daten von Muhammad nicht, deshalb rangiert jener über diesem *). Nun, ich glaube, derartige Beispiele erwähnt zu haben, genügt, um festzustellen: Solches ist das Geschwätz von Unmündigen. Und wir möchten die Intelligenz unserer Leser nicht beleidigen, indem wir uns mit solchen Kindereien befassen. Wir wollen unsere Diskussion vielmehr nur auf Dinge beschränken, die wirklichen moralischen, religiösen oder historischen Wert haben.

Die Erörterung des Problems, wie es oben gestellt ist, sollte am besten nur auf dem Quran allein basieren. Und zweifellos bringt der Quran Argumente vor, die in die Tiefe dringen, Argumente, welche die Diskussion sowohl interessant wie lehrreich und erbaulich gestalten können. Aber diese Argumente werden nur denjenigen voll genügen, denen der Quran eine Autorität ist, also den Moslems; für Nichtmoslems besitzen sie nicht dieselbe Beweiskraft. Denn zwar sind die Gedankengänge des Heiligen Buches überzeugend genug für den Verstand, sie sind auch von weitester Anwendungsfähigkeit. Aber schließlich kann man einwenden, daß der Quran sechs Jahrhunderte nach Christus kam und nicht jene historische Zuverlässigkeit hinsichtlich der Einzelheiten von Christi Leben besitzen könne wie die älteren Dokumente. Um also bei den Christen und bei denen, die nicht

*) Wie Muhammad seinen eigenen Tod bezeugen konnte, das sagen uns diese Wahrheitskämpfer nicht. Oder glaubt man, daß im A. T. das fünfte Buch Moses 34,6 von Moses selbst geschrieben sei, jene Stelle nämlich, die den Tod und die Beisetzung von Moses berichtet und bemerkt: „Niemand hat sein Grab erfahren bis auf diesen heutigen Tag“.

Christen sind, aber auch nicht Moslems, einen Wandel der Überzeugungen herbeizuführen, ist eine Erörterung des Neuen Testaments absolut notwendig.

Solch eine Erörterung ist auch besonders eines anderen Umstandes wegen zwingend. Da der Quran wirklich sechs Jahrhunderte nach Jesus erschien, gebrauchte er notwendigerweise den schon damals geläufig gewordenen Terminus „Evangelium“ (arabisch Indjil). Denn dieser Name galt seit alters für die Lehre Jesu. Um also überhaupt verstanden zu werden, mußte auch der Quran den landläufigen Ausdruck, und zwar in seiner gebräuchlichen Bedeutung anwenden. Der Quran sagt aber weiter, daß das Evangelium, d. h. die Lehre Jesu, in ihrer ursprünglichen Reinheit von ihm gegeben, das Wort Gottes gewesen sei, und das muß allerdings der Fall gewesen sein, sofern man Jesus überhaupt als göttlichen Lehrer gelten läßt. Bei dem unpräzisen Gebrauch der Worte, der so häufig in der religiösen Ausdrucksweise Schaden stiftet, wird das Wort Evangelium aber oft so verstanden, als ob damit das ganze Neue Testament gemeint sei, und die christliche Mission benutzt diesen Irrtum als Fallstrick für die unachtsamen Moslems. So gibt es wirklich Moslems, die, sei es aus Courtoisie oder um des lieben Friedens willen, zugestehen, daß der Islam das Neue Testament in Bausch und Bogen als Wort Gottes anerkennt. Ihre Liberalität ist verzeihlich, aber sie machen sich einer Unwahrheit schuldig, denn der Quran sagt nichts dergleichen. Das Neue Testament ist vielmehr überhaupt nicht im Quran erwähnt. Und in der ganzen Sache muß man berücksichtigen: Es liegen der Unterscheidung von Altem und Neuem Testament zweierlei Auffassungen zugrunde. Die eine ist die, daß Jesus selbst bereits eine neue Religion, das Christentum, gegründet und eine neue Gemeinschaft errichtet habe. Der Quran verwirft diese Auffassung, und die Geschichte widerlegt sie, wie wir sogleich zeigen werden. Die zweite Ansicht ist die, die Paulus vertritt, nämlich daß Jesus der zweite Adam sei, daß das Bündnis zwischen Gott und Israel an den Sünden des Judenvolkes gescheitert wäre und daß dieses Bündnis durch die Gnade von Jesu Christi Kreuzestod ersetzt wurde. Ein Moslem kann diesen Gedankengang kaum schätzen, denn solche Vorstellungen atmen recht kräftiges Heidentum. Nach dem Quran hat es kein zweites Bündnis zwischen Gott und den Menschen gegeben und überhaupt keine neuen Anfänge im religiösen Leben; sondern es gab immer nur eine Fortsetzung der ursprünglichen Offenbarung, eine fortlaufende Entwicklung und Aufwärtsbewegung der Religionen, die sich durch die Jahrhunderte hinzieht. Denn allerdings gab es wirklich eine Frühzeit, in der ein Führer noch voll Verzweiflung ausrufen konnte: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr vermögt es jetzt noch

nicht zu ertragen“ (Joh. 16 : 12). Inzwischen ist die Menschheit jedoch dank den Leiden und Mühen jener großen Führer langsam und Schritt für Schritt dem Tage entgegengegangen, da sie ertragen konnte, alle Wahrheit zu vernehmen: und diese wurde ihr von Muhammads Lippen zuteil (Q. 5 : 3 — Joh. 16 : 13). Die Entwicklung der Religionen, die sich bewußt dem menschlichen Wesen anpaßte, ist für den Moslem also ein Resultat der Evolution, deren langsamer Fortschritt durch die mächtigen Impulse göttlicher Führer von Zeit zu Zeit beschleunigt wurde. Dagegen widerstrebt die Idee eines völlig Neuen, grundsätzlich von allem Bisherigen Abweichenden, diese Idee, die Paulus vertritt, dem Geiste des Quran. Wie hätte unter diesen Umständen der Quran das Neue Testament als solches göttlich nennen können, zumal jenes Neue Testament doch auch die Paulinischen Schriften enthält.

Aber der Quran weigert sich sogar ausdrücklich, für die Evangelien irgendwelche Bürgschaft zu übernehmen. Denn der Quran spricht von einem Evangelium, während wir deren vier kennen nebst einer stattlichen Anzahl von apokryphischen Schriften. Der Quran gebraucht das Wort Indjil eben in genau demselben Sinne, den das Wort im Neuen Testament selbst hat, d. h. nicht für die Bücher, sondern für die Botschaft, die Jesus predigte. Was diese Botschaft nun eigentlich besagt, das zu erforschen soll unsere Aufgabe sein.

Prüfen wir also die Autorität und Verlässlichkeit der Evangelien, und nachdem wir das Glaubhafte vom Zweifelhaften geschieden haben, werden wir zusehen, welches Bild wir von Jesus aus den verlässlichen Elementen der Evangeliengeschichten erhalten. Dann werden wir dieses Bild mit jenem aus dem Quran vergleichen. Dagegen wollen wir uns auf den folgenden Seiten nicht mit den Anfängen des Christentums beschäftigen oder mit den Quellen seiner Ethik, seiner Lehre, seines Rituals. Es ist nicht unsere Sache, über den Glauben zu streiten, den die Christen an die Person Christi heften. Seine Persönlichkeit selbst interessiert uns, und diese allein!

Die Quellen.

In einer Abhandlung, welche den Titel trägt „Jesus in moslemischer Beleuchtung“ stellt natürlich der Heilige Quran die wichtigste Quelle dar. Damit die in Frage kommenden Quranstellen aber richtig bewertet werden, ist es nötig, drei Punkte im Auge zu behalten. Erstens muß man sich fragen: Zu welchem Zwecke führt der Quran Prophetenerzählungen ein? Zweitens: Welche Methode wendet er dabei an? Und drittens: Welches

waren die Umstände, die die verschiedenen Äußerungen über frühere Propheten veranlaßten? Beim Studium der betreffenden Quranstellen sind diese Fragen von höchster Wichtigkeit; und daß man sie nicht berücksichtigte, war die Ursache vieler Mißverständnisse.

Der Quran ist ein Buch heiliger Belehrung. Er beansprucht es, eine Moral zu entwickeln. Aber er ist kein Buch der Geschichte und sollte deshalb auch nicht als solches behandelt werden. Um ihren Darlegungen mehr Lebendigkeit zu geben, knüpfen freilich auch die Sittenlehrer ihre Vorträge gern an Familienereignisse oder sonstige Fälle des Lebens an und tragen sie in dieser Verbindung ihrem Auditorium vor. Der Zweck einer derartigen Lehrmethode ist bald mehr die Erbauung, bald mehr die Ermahnung. Und eben diese beiden Zwecke, keinen anderen, verfolgt auch der Quran, wenn er ein historisches Ereignis erzählt. Die Geschichte Pharaos bedeutet im Quran beispielsweise eine Warnung für die Mekkaner vor den Folgen ihres Eigensinns, die Josefs ist eine Prophezeiung von Muhammads dereinstigem höchstem Triumph, der ihm trotz der Ungerechtigkeiten seiner Mitbürger werden sollte. Hier macht es sich die Geschichte also regelrecht zur Aufgabe, einen Blick in die Zukunft zu eröffnen. Und im Lichte dieser Zukunft soll eine Moral deutlich werden. Ein genaues Eingehen auf die historischen Einzelheiten erübrigt sich deshalb. Ja, meist genügt schon eine bloße Andeutung, ein bloßer Name, weil der Sprecher voraussetzen darf, daß seine Zuhörerschaft mit der ganzen Materie vertraut ist und nicht erst mit den Details bekanntgemacht zu werden braucht. Dies also ist das Verfahren, das der Heilige Quran anwendet. Exakte historische Angaben darf man nicht in ihm erwarten. Wenn er sie zuweilen dennoch macht, so geschieht es ausnahmsweise, aber es gehört nicht zu seinen eigentlichen Absichten. Soll man daraus nun die Folgerung ziehen, daß so lose Andeutungen vorwiegend lehrhafter Natur, wie sie der Quran gibt, vom Standpunkt geschichtlicher Objektivität aus nicht zuverlässig sind? Dieser Einwand wäre ungerechtfertigt, und er sollte vor allem nicht von denjenigen erhoben werden, die irgendeine Kenntnis vom Problem des historischen Jesus besitzen. Von der ältesten bis zur jüngsten Literatur ist Jesus nämlich niemals Gegenstand wirklicher Geschichtsschreibung gewesen. Sondern von Anbeginn an bis zu unseren Tagen war er immer nur Objekt theologischer oder belehrender Dispute und Theorien. Mehr können wir angesichts einer solchen Sachlage also auch vom Quran nicht erwarten, der gar nicht auf Geschichtsschreibung hinzielt. Die Verfasser des Neuen Testaments haben stets nur ihre persönlichen Ansichten über Jesus gegeben; die Kirchenväter haben ihre Meinungen

hinzugefügt; die modernen Gelehrten haben ihre eigenen Theorien vorgeschlagen, und der Quran hat uns seine Meinung übermittelt. Der Begründer des Islam war einer der größten Menschen, der je lebte. Nur ein Wahnsinniger oder ein hoffnungsloser Fanatiker könnte es leugnen. So ist es gewiß für jedermann im höchsten Grade wissenswert, was dieser große Geist über seine Mitpropheten gedacht hat. Und da zeigt sich denn zu seinem Ruhm, daß der Quran dreizehn Jahrhunderte früher dasselbe verkündete, was moderne Gelehrsamkeit in hundertfünfzigjähriger Arbeit, die von einigen der glänzendsten Geister Europas geleistet wurde, feststellen mußte. Und Muhammad war ein ungelehrter Mann!

Der Prophet des Islam war des ferneren ein Araber, und den Arabern verkündete er seine Botschaft zuerst. Diese Araber waren Heiden und hatten als solche absolut kein Interesse für Jesus. Wenn in Arabien nur Heiden gewesen wären, so würde darum vielleicht Jesus im Quran überhaupt nicht Erwähnung gefunden haben. Aber außer den Heiden lebten auch Juden und Christen im Lande, und zwar befanden sie sich in gegenseitiger Feindschaft. Wenn die Christen die Oberhand gewannen, töteten sie die Juden; wenn die Juden die Macht erlangten, töteten sie die Christen, und wenn sie nicht kämpfen konnten, stritten sie miteinander über Religion. Die Christen behaupteten, daß Jesus Gottes Sohn und ohne Vater geboren sei; die Juden sagten, er sei das illegitime Kind eines römischen Soldaten Pandera. Die Christen stellten die Behauptung auf, Jesus sei für die Sünden der Menschheit gestorben, die Juden erwiderten ihnen, daß sie ihn für seine Lästerungen getötet hätten. Und so ging es ständig zwischen den Gegnern hin und her. Muhammad war dieses Zeitalters Lehrer und kam sowohl mit den Christen wie mit den Juden in Berührung; er war also gezwungen, in dem Streit Stellung zu nehmen. Er tat es höchst ungerne, und wann auch immer im Quran von Jesus, wie ihn die Christen oder wie ihn die Juden sahen, die Rede ist, fühlen wir die Erregung und den Unwillen des großen Vernunftdenkers, dessen Gemüt sich über sinnlosen Aberglauben empört. Selbst die Erzählung in 19:16—36, die die längste Stelle über Jesus ist, welche der Quran enthält, schließt mit einer Belehrung und einem machtvollen Appell an die Einsicht. Noch einmal darum: Beim Interpretieren der einzelnen Quranstellen sollten jedenfalls die Verhältnisse nie außer acht gelassen werden, die jene Stellen veranlaßten; leider unterbleibt eine solche Berücksichtigung aber auf Schritt und Tritt sowohl von seiten der Europäer wie der Orientalen.

Unsere zweite Quelle neben dem Quran sind die Evangelien. Sie beanspruchen, Biographien von Jesus zu geben. Wenn wir in unseren Be-

mühungen weitergediehen sind, werden wir uns über ihren historischen Wert genauer unterrichten müssen. Hier wird es genügen, einige allgemeine Betrachtungen geltend zu machen.

Ein Mantel undurchdringlicher Dunkelheit hüllt die Geschichte des Christentums in ihren Anfängen ein. Ursprünglich bestand die Gefolgschaft Jesu in der jüdischen Sekte der Nazarener (Apostelgesch. 24, 5). „Dagegen müssen wir gestehen, daß die Frage, von welcher Zeit an sich das Christentum als selbständige Religion vom Judentum abzweigt, uns in Verlegenheit bringt“ (Schmiedel in E. B. 762). Es kann frühestens gegen den Schluß des ersten Jahrhunderts gewesen sein (96 n. Chr.). Die Zerstörung des Tempels von Jerusalem und des jüdischen Staates fällt in das Jahr 70 n. Chr. Dies ist ein höchst wichtiger Zeitpunkt, denn meiner Meinung nach war es dieses Ereignis, das zur Abzweigung des Christentums vom Stammkörper des Judentums führte. Nicht ein einziges Schriftenfragment aus früheren Zeiten ist auf uns gekommen; und selbst die ältesten Schriften von damals enthalten nirgends eine Andeutung über das Christentum. Nach dieser Zeit aber beginnen sich die Schriften, in denen vom Christentum die Rede ist, in überraschend schnellem Umfang zu vermehren. Und ebenso war vor dieser Zeit noch kein Anlaß, von Leben und Aussprüchen Jesu zu berichten; denn das Christentum galt nur als eine Strömung innerhalb des jüdischen Glaubens und blieb also eine private Angelegenheit. Kein Mensch ließ sich träumen, daß es eines Tages eine mächtige Religion neben dem Judentum werden sollte. Aber im Jahre 70 n. Chr. kam die schwere Hand Roms über die Juden. Und im römischen Kaiserreich war es nicht mehr zweckmäßig, Jude zu sein. Dieser Umstand, zusammen mit anderen Faktoren, die wir später nennen werden, führte zur Bildung des Christentums als eines gesonderten Glaubens. Und die Lehren und Überlieferungen der Sekte, die bisher nur von Mund zu Mund gegangen waren, begannen nun, literarische Formen anzunehmen.

Der zweite, wichtige Zeitpunkt in der Geschichte des Christentums ist das Jahr 180 n. Chr.; in diesem Jahre wurden die kanonischen Bücher der vier Evangelien für immer festgelegt (E. B. 3475). Alle vor dieser Zeit geschriebenen Bücher, das N. T. eingeschlossen, werden von nun ab zu Recht als „urchristliche Literatur“ bezeichnet*).

Die patristischen Teile jener Literatur, die sich nicht auf unseren Gegenstand beziehen, lassen wir aus. Die übrigen zerfallen in zwei Gattungen:

*) Siehe van Manen: „Urchristliche Literatur“ in E. B., 3471—95.

die kanonischen und die apokryphischen Bücher. Beide Bezeichnungen sind indessen rein dogmatisch zu verstehen und haben keinen wissenschaftlichen Wert. Denn die Kanonisierung wurde so eingerichtet, wie es für das Dogma nützlich war. Deshalb haben auch die kanonischen Bücher einen Vorrang nur in den Augen der Kirche, die ihnen jene Würde verliehen hat. Für den Geschichtsschreiber dagegen besitzen kanonische wie apokryphische Schriften den gleichen Wert. Nur die Schriftsteller, die vom Jahre 180 n. Chr. ab publizierten, berufen sich auf das Ansehen der vier Evangelien. Die Haltung der früheren Schriftgelehrten – so der Autoren in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts – ist dagegen eine ganz andere. Dieser älteren Generation sind die vier Evangelien weder heilig noch autoritativ, und Ignatius, Bischof von Antiochien, gab irgendeinem unbekanntem apokryphischen Schriftsteller den Vorrang vor einem Lucas (E. B. 1745)*). Die moderne Wissenschaft ist neuerdings zum Standpunkt jener frühen Kirchenväter zurückgekehrt; wir finden Männer wie Adolf Harnack**), die die Version eines apokryphischen „Evangeliums der Juden“ den kanonischen Versionen vorziehen***).

Wie aber kam die allmähliche Dogmatisierung gewisser Anschauungen zustande? Der Bruch mit der jüdischen Religion hatte die Christen ohne eigene Glaubensformen zurückgelassen. Jesus war ein Reformator innerhalb der jüdischen Lehre gewesen, aber nicht der Begründer einer neuen Religion, und so hatte er auch keine neuen Lehren gegeben, ebensowenig hatte er einen neuen Glauben geschaffen. Vielmehr hatte er die Dinge im großen und ganzen gelassen, wie sie waren. Einmal vom Mutterleib des Judentums getrennt, war es dagegen für die christliche Kirche notwendig, festverbindliche Lehren zu formulieren. Das zweite, dritte und ein beträchtlicher Teil des vierten Jahrhunderts sind dieser Arbeit gewidmet. Das angehende zweite Jahrhundert stellt uns einer großen literarischen Tätigkeit in den christlichen Kirchen gegenüber. Ein seltsames Gemisch von Glaubensbekenntnissen und Lehren, Sekten und Ketzereien bietet sich unserem Blick dar. Jede Partei hat ihre eigenen „Evangelien“, ihre eigenen „Episteln“, ihre eigenen „Offenbarungen“, und alle diese Schriften treten mit dem Anspruch auf, aus der

*) Die Evangelien sind in dieser Abhandlung gekennzeichnet: Matthäus = Mt.; Markus = Mk.; Lukas = Lk.; Johannes = Joh.

**) „Das Wesen des Christentums.“

***) Siehe: Révilles Geschichte von der Lehre der Vergöttlichung Jesu Christi, London 1905. In der Einführung S. 8 sagt dieser Autor: „Das primitive Christentum hatte kein Dogma“.

Feder des einen oder anderen Apostels herzurühren. Irgendeine unbekannte Hand schreibt ein Buch; und um seinem Werk und seiner Meinung apostolische Autorität zu geben, setzt der Verfasser den Namen eines Apostels oder Apostelgefährten auf das Titelblatt. Es war, wie uns van Manen erzählt, damals ebenso gebräuchlich wie erlaubt, unter dem Namen fremder Persönlichkeiten Briefe zusammenzustellen und Bücher zu publizieren, ganz wie es auch üblich war, historische Personen in Erzählungen einzuführen und ihre direkten Worte zu berichten. Davon haben wir Beispiele, was Jesus betrifft, in den Evangelien, was Petrus und Paulus betrifft, in der Apostelgeschichte (E. B. 3481). So ergibt sich der Schluß: Es besteht im N. T. nicht ein einziges Schriftstück, das zum wirklichen Verfasser denjenigen hat, dessen Namen es trägt.

Die Evangelien sind für uns heute anonyme Schriften, über deren Verfasser wir absolut im Dunkeln tappen. Und obgleich die Tatsachen darin dem guten Glauben der Schreibenden von damals entsprechen mögen, können sie uns doch nicht von der Wahrheit dessen überzeugen, was sie berichten. Wenn wir nun die Apokryphen beiseitelassen und unser Forschen auf die vier kanonischen Evangelien beschränken, erwachsen uns folgende drei Aufgaben:

1. Wir müssen den Zeitpunkt des Ursprungs der einzelnen Evangelien ergründen. 2. Wir müssen uns klar werden über die Ziele, denen ein jedes nachgeht und über seine Methoden zum Ziel. 3. Müssen wir die besonderen Tendenzen prüfen, denen jedes folgt*).

Wir wenden uns zuerst der Frage der Zeitpunkte zu. Unser ältestes Evangelium ist das Markus-Evangelium. Aber die Gelehrten unterscheiden einmütig den jetzigen Markus von dem sogenannten Ur-Markus. Der Ur-Markus wurde etwa um 70 n. Chr. geschrieben, also zur Zeit der Zerstörung Jerusalems. Um den immer bestimmter auftretenden Forderungen der Kirche zu entsprechen, wurde er jedoch mehreren Revisionen unterzogen. Er erhielt allerlei Hinzufügungen und Einschaltungen und bekam allmählich, wahrscheinlich im zweiten Jahrhundert, seine gegenwärtige Form. In jedem Falle war der so zurechtgemachte Ur-Markus die Basis für den heute gültigen und wurde zu seiner Herstellung benutzt; oder man hat eine etwas spätere Version von ihm verwendet, ähnlich wie von Matthäus und von Lukas. Viele Hypothesen wurden aufgestellt, um die Beziehungen zu klären,

*) Lies den glänzenden Artikel „Evangelien“ in E. B. 1761—1898, der das gemeinschaftliche Werk von Prof. Schmiedel und dem brillanten englischen Gelehrten Dr. Abbot ist. In diesem Teil der Arbeit folge ich ihren Schlüssen weitgehend.

in denen die Synoptisten zueinander standen. Man wollte erkunden, ob Matthäus den Lukas gebrauchte oder Lukas den Matthäus, und ob sie beide den Markus direkt oder ob sie ihn einer über den anderen hinweg benutzten. Für uns hat diese ganze Frage kein Interesse. Es genügt uns, im allgemeinen zu wissen, daß beide, Matthäus und Lukas, den Markus benutzt haben und daß sie sich außerdem noch auf einige andere mündliche oder uns nicht bekannte schriftliche Überlieferungen bezogen. Lukas entstand in den Jahren zwischen 90 und 110 n. Chr., Matthäus in der Zeit zwischen 119 und 130. Johannes, der Unzuverlässigste von ihnen allen, stützte sich, wenn es sich ihm ernstlich um historische Wahrheit handelte, mit Vorliebe auf die apokryphische Epistel des Barnabas, den er dem Lukas vorzog. Das vierte Evangelium wurde etwa zwischen 132 und 140 n. Chr. geschrieben.

Unsere zweite Betrachtung muß der Einsicht in die Ziele und Methoden der Evangelien gelten. Und dies ist der wichtigste Punkt. Denn hier entscheidet es sich endgültig, welches Maß von Glauben wir den Berichten der Evangelien schenken dürfen.

WIE ICH MOSLEM WURDE

VON SALADIN SCHÜTZ

in Sidi Bou Said (Régence de Tunis).

ICH habe den Orient besucht wie jeder andere Tourist, und ich habe ihn nie wieder verlassen! Das Schöne hat mich ergriffen, die warme Einfachheit der Menschen hat mich angezogen, die Pracht der Farben hat mich an die moslemische Erde gefesselt.

Was gibt es Schöneres als diese stets zufriedenen braunen Sonnenkinder? Welch Anblick, wenn die leichtfüßigen Mädchen wie Rehe zur Quelle eilen, fröhlich schwatzend oder ein Liedchen trällernd, wie sie die Tongefäße leicht auf den Schultern tragen und mit wohlgeformtem Arm festhalten. Oder wenn die Männer aus der Moschee kommen, vom Gebet ernst, mit einem glücklichen Leuchten in ihren schwarzen, klaren Augen Dann rufe ich aus vollem Herzen: Elhamdullah! Gelobt sei Allah, der mir diese Pracht eröffnet hat; dann fühle ich das märchenhafte Wehen aus Tausend und eine Nacht, dann hege ich nur den einen Wunsch, ganz ebenso zu werden wie diese Leute, mich ganz zu orientalisieren, und da habe ich beschlossen, Moslem zu werden. —

Vor zwei Jahren im Sommer war's, als ich in Couggourt weilte, im August. Ich ging absichtlich im Sommer dorthin, da ich keine Touristen sehen, sondern die Eingeborenen allein aufsuchen wollte.

Damals, in Couggourt, der Stadt in der Wüste, habe ich mich innerlich zum Islam bekehrt, bin voller Andacht zum Gebet gegangen, sobald der Muezzin seine Aufforderung über die Stille der Stadt hinschallen ließ, über diese wohltuende Stille, die nur durch das heisere Brüllen einer Anzahl von Kamelen unterbrochen wurde. Kein Schwarm von Touristen behelligte mich, es war 59° Celsius im Schatten und die Rumi waren ausgezogen mit Ausnahme von einigen Offizieren der dortigen Besatzung.

Bei den Europäern fand mein Vorhaben wenig Anerkennung. Für mich aber zog ich folgende Vergleiche:

ER, Allah, ist wie ein mächtiger Herrscher, der viele Truppen hat, die IHM alle ergeben sind und die IHM allein dienen. Infanterie, Alpenjäger, Kanoniere, alle tragen sie verschiedene Uniformen und verfolgen doch ein gemeinsames Ziel. So ist es auch mit Moslems, Christen und Juden. Alle dienen IHM, dem Erhabenen, dem Erbarmenden, dem Barmherzigen

Welche Religion ist nun logischer, diejenige, die Allah einen Sohn beigesellt oder die, die es nicht tut? Die Christen nennen Jesus Gottes Sohn. Welch Irrtum! Aissa ist ein Prophet wie Muhammad, war ein Mensch, der Speise zu sich nahm, arbeitete und litt wie die übrige Menschheit auch. Aissa hatte keinen Vater, und um ihn daran nicht zu erinnern, wird der herrliche Schöpfer Allah am Tage der Auferstehung alle Gläubigen beim Namen ihrer Mutter rufen. Denn im Diesseits sagt man zwar Muchtar ben Hassan (Muchtar der Sohn Hassans), im Jenseits aber wird es heißen Muchtar ben Fatma (oder ähnlich, wobei der Name der Mutter und nicht derjenige des Vaters angeführt wird).

Seit zwei Jahren bin ich in Tunis. Ich liebe Tunis, es ist mein Land, die Araber sind meine Brüder, Tunis ist der Orient, Tunis und nur Tunis! In Tunis herrschen die weiten, orientalischen Gewänder, und man sieht die Schaschia mit langer seidener Zottel.

Achtzehn Kilometer von Tunis liegt Sidi Bou Said, wo ich mich niedergelassen habe. Sidi Bou Said ist völlig arabisch, ist ein wunderbarer Traum. Auf der ganzen Welt gibt es nichts Schöneres, es sei denn Mekka, das jedem Moslem das Höchste sein muß. Mein Herz ist so weit, so unendlich glücklich und wunschlos bin ich hier.

Im Ramadan habe ich gefastet, das erstmal, ich tat es freudig und stolz, es zu dürfen. Jeden Abend war ich dann bei den Aissaus.

Viele Ausländer bekehren sich zum Islam, der einzigen wahren Religion. Ein Franzose, der hier zum Islam übergetreten ist, hat ein interessantes Büchelchen herausgegeben: Abdou-l-Karim jossot „Le sentir d'Allah“, Verlag Tunis.

Seit einigen Tagen erst weiß ich, daß in Berlin eine Moschee besteht, kenne ich die „Moslemische Revue“, und ich bin glücklich, dort im Norden Brüder zu besitzen. Jeder Moslem, ob er schwarz, gelb, braun oder weiß ist, und welcher Nation er auch angehören mag, ist mir ein Bruder! So rufe ich euch denn zu: Selâm aâlekum, Friede sei mit euch, meine Brüder!

II. Teil.

Elhamdullah äna slimt! Gelobt sei Allah, ich bin Moslem geworden! — Schon lange hegte ich den seligen Wunsch, den Islam anzunehmen und mich zur gleichen Religion zu bekennen wie die Moslems, meine Brüder. Ja, Brüder im umfassenderen Sinne als die Christen. Jeder, der den Islam annimmt, ist den anderen tatsächlich ein Bruder, gleichviel ob diese weiß, braun oder schwarz, arm oder reich sind. Das ist ein schöner Zug im Islam. Täglich kann man beobachten, wie ein reicher Millionär mit dem ärmsten Bettler aus dem gleichen Teller ißt. Selbstüberhebung gibt es nicht. Vor Allah sind alle Menschen gleich.

Die Pilgerfahrt nach Mekka, die jeder Moslem einmal ausführen soll, will Pilger aus allen Ländern zusammenführen, um in ihnen das Gefühl des Zusammengehörens zu erwecken. Auch kleiden sich alle Pilger genau gleich, und das Gefühl „Wir sind Brüder, wir sind alle Diener eines einzigen Gottes, Allahs, des Erbarmers, des Barmherzigen“ wird dadurch noch besonders lebhaft wachgerufen.

Doch ich will erzählen, „wie ich Moslem wurde“.

Am Freitag, dem arabischen Sonntag, begab ich mich nach Kherredine, der Residenz des Schich el Islam, der das geistliche Oberhaupt für alle Moslems Tunesiens ist. Seine Hoheit Sidi Schich el Islam war soeben im Auto zu einem Sterbenden gefahren. Ich unterhielt mich also in der Wartezeit mit einem alten, höchst originellen Diener, der seine Stelle schon 24 Jahre lang innehatte. Er wußte mir allerlei interessante Geschichten zu erzählen. Beispielsweise berichtete er mir aus der Frühzeit des Islam von einer Jüdin, welche in Mekka ein Haus besaß. Als man die heilige Moschee erbauen wollte, mußte man dieses Haus einreißen, und die Jüdin wurde in Mekka heimatlos. Sie begab sich darauf zum Statthalter von Medina. Der befand sich gerade auf dem Friedhof, als die Frau zu ihm kam. Er hörte sie ruhig

an, als sie ihm ihre Lage schilderte, nahm dann die Scherbe eines zerbrochenen Kruges vom Boden auf und schrieb mit Kohle einige Worte, die die Frau nach Mekka bringen sollte.

Dort las der Vorsteher die Worte seines Vorgesetzten, küßte dessen Unterschrift und gab der Jüdin gemäß dem eigenartigen Schreiben soviel Geld, daß sie hätte zwanzig Häuser kaufen können. Gerührt von soviel Edelmuth, kehrte die Jüdin nach Mekka zurück, dankte dem Statthalter und wurde Moslemin.

Inzwischen kam der Schich im Auto zurückgefahren, verweilte aber nur eine Minute im Hause und fuhr dann weiter nach Marsa zum Bey. Also wartete ich abermals, bis das Auto ihn zurückbrachte. Ein neuer telephonischer Bericht rief ihn bei seiner Rückkehr gleich wieder fort, doch ich stellte mich vor das Auto, und als der Schich einsteigen wollte, trat ich hervor, um ihm den Burnus zu küssen; dann trat ich sofort wieder drei Schritte zurück, um mit verschränkten Armen seine Anrede zu erwarten.

Auf seine Aufforderung hin brachte ich mein Anliegen vor, gab die nötigen Erklärungen ab und bezeugte: „Aschhadu Allah illaha ill Allah u aschhadu anna Mohammada rasul Allah! Ich bezeuge, daß es keinen Gott gibt außer Allah, ich bezeuge, daß Muhammad sein Gesandter ist. U nlawha eddin nsâra! Und ich werfe die Religion der Christen von mir!“

Der Schich küßte mich darauf und forderte mich auf, ihn morgen im Divan aufzusuchen.

Im Divan, da herrscht feierliche Stimmung; es ist dort wie im Märchen aus Tausend und eine Nacht. So, genau so sah es damals aus, als Harun Er Raschid Recht sprach in alten Zeiten.

Ein großer Hof mit wunderbaren Säulen. Alles Marmor, mit herrlichen Elfenbeinschnitzereien verziert. In der Mitte Bänke für die Wartenden. Auf den Seiten erhöhte, mächtige seidene Polstersitze, wo der Mufti und die hohen Beamten Platz nehmen, und ganz abgesondert ein märchenhafter Raum. Es ist das „Bureau“ des Schich el Islam. Rote seidene Kissen, Teppiche aller Art und mit Quranversen bestickte Vorhänge zeichnen die Stätte aus. Die Leute warten, und feierliche Stille herrscht ringsum.

Der Schich kommt, und alle Anwesenden springen auf, verneigen sich ehrerbietig, und die Nahestehenden küssen seinen weißen Mantel. Sofort begibt sich der Schich zu seinem „Bureau“, wo er mit untergeschlagenen Beinen wie ein König sitzt, und die Leute im Halbkreis um ihn herum stehen. Alle beten laut die Fätha, die erste Sure des Qurans.

Dann winkt mir der Schich mit der Hand, daß ich als Erster zu ihm trete. Ich gehe vor, küsse ihm die Hand und warte auf seine Anrede. Nochmals lege ich das Glaubensbekenntnis ab, und dann trete ich zurück neben einen Schreiber. Dieser notiert in ein großes Buch meinen Namen und alle nötigen Einzelheiten. Bei dieser Gelegenheit sehe ich, daß vor mir die Namen von drei Italienern, einer Engländerin und einem französischen Offizier eingetragen sind, die alle in der letzten Woche den Islam angenommen haben.

Nun geleitet mich ein Gerichtsdienner zum arabischen Gericht, der Ouzara. Dort wird alles arabisch niedergeschrieben, es wird mir der neue Name Saladin gegeben, und ich unterschreibe das Protokoll. Der Richter macht mich darauf aufmerksam, daß ich von Nationalität Schweizer bleibe, jedoch in Angelegenheiten wie Heirat usw. dem französischen Gesetz unterstehe.

„Sie können zwar mit einer Araberin eine Ehe nur vor dem Kadi eingehen, wenn Sie aber wollen, daß diese Ehe auch außerhalb Tunesiens anerkannt wird, so müssen Sie außerdem noch vor das französische Zivil-Standesamt gehen, ich und wir alle bedauern, daß es so ist. Für uns Moslems sind Sie kein Fremder mehr, für die Franzosen bleiben Sie es leider. Ich gratuliere Ihnen!“ so sprach der Richter.

Als ich aus der Ouzara herauskam, betrat ich die Moschee Sidi Ben Arous, die erste tunesische Moschee. Ich betete und trank etwas Wasser.

Von dort aus besuchte ich die mächtige Moschee Sidi Mahrez, die auf mich einen gewaltigen Eindruck machte. Das Innere ist wunderbar. Noch ein Gebet in Schâma Ez Zitouna, der großen Moschee, und ich fuhr nach Sidi Bou Said, wo ich von allen geküßt und beglückwünscht wurde. Meine Freunde begleiteten mich in die Moschee zum Gebet.

Es ist geschehen, mein sehnlichster Wunsch erfüllt, und mein Herz ist so weit, ich bin so unendlich glücklich, Moslem zu sein.

WAS IST ISLAM?

VON F. K. KHAN DURRANI

DAS Wort „Islam“ bedeutet Friede, und die islamische Religion zielt darauf ab, den Frieden auf Erden auszubreiten. Der Islam sucht die Menschheit zu einer universellen Brüderschaft zusammenzuschließen. Dieses Ideal zu verwirklichen, stellt er eine Reihe grundlegender Prinzipien auf, welche wir zu allen Zeiten im Auge behalten und welche unser Benehmen

in jeder denkbaren Situation regeln sollen. Im Geiste dieser Prinzipien führt er auch praktische Einrichtungen durch.

I. Die Einheit Gottes.

Der Begriff der Einheit Gottes bildet das erste und wichtigste Prinzip des Islam. Dieses Prinzip ist im Islam auf die breiteste Basis gegründet und besitzt eine allumfassende Bedeutung. So haben die Worte „Religion“ (ar. Din) und „Einheit“ (ar. Jauhid) allmählich denselben Sinn bekommen und werden gewöhnlich für einander gebraucht. Im täglichen Gespräch steht das Wort „Jauhid“ (Einheit) deshalb ohne weiteres für Islam, weil Einheit das Wesen und die Seele des Islam ausmacht. — „Gott ist der Herr, der Pfleger und Ernährer aller Welten“ (Quran 1 : 1 usw.), und es gibt keinen Gott außer Ihm. Auch heißt es im Quran „Die Menschheit ist ein Volk“ (2 : 213). Der Islam kennt kein auserwähltes Volk, und keine Rasse hat irgendwelchen Vorzug vor der anderen, noch hat ein Mensch ein angeborenes Vorrecht vor seinen Mitmenschen, ausgenommen daß „wahrlich, der Geehrteste von euch vor Gott ist der Gottesfürchtigste unter euch“ (49 : 13). Diese Anschauung ist auch die Basis für die islamische Auffassung von sozialer Gleichheit und Demokratie. Der Islam ist die erste Religion in der Weltgeschichte, die, — und zwar schon vor 1300 Jahren — gelehrt hat, was heute überall anerkannt ist: daß Gott unter allen Völkern und Rassen der Erde sich Propheten und Reformatoren erwählte. „Jedes Volk hat einen Gesandten (Rasul-Prophet)“ (10 : 47). „Wahrlich, Wir haben in jedem Volk einen Propheten erhoben“ (16 : 36). „Es gibt kein Volk, in dem nicht ein Warner gelebt hat“ (35 : 24). In solchen Worten spricht sich der Quran aus. Und dementsprechend ist jeder Moslem aufgefordert, an alle Propheten der Welt zu glauben und sie gleicherweise zu verehren. „Wir machen keinen Unterschied zwischen Seinen Gesandten“ (2 : 285) heißt es. So wird denn vom Moslem tatsächlich erwartet, daß er an die Offenbarungen und Botschaften aller früheren Propheten wie Moses, Jesus usw. nicht anders glaubt, wie er an den Heiligen Quran glaubt. Bezeichnet der Quran die Moslems doch ausdrücklich als diejenigen, „die an das glauben, was an dich (Muhammad) geoffenbart ward, und was vor dir geoffenbart ward“ (2 : 4). Wir Moslems aber glauben deshalb auch an jene älteren Propheten, weil sie ja Gottes Gesandte waren, und weil die Botschaften, die sie brachten, von derselben göttlichen Quelle stammten, obwohl sie jeweils den Forderungen und Verhältnissen derjenigen Zeiten angepaßt waren, in welchen jene Propheten lebten. Doch hindert das keineswegs, daß ihre grundlegenden Wahrheiten

durch alle Zeiten dieselben geblieben sind und bleiben mußten. Und auf Grund dieser Erkenntnis fordert der Islam alle Religionen der Welt zu einem gemeinsamen Übereinkommen und Verständnis auf. Der Quran sagt: „Oh ihr Volk des Buches (d. h. Anhänger der geoffenbarten Religionen), kommt her zu einer billigen Verständigung zwischen uns und euch, daß wir keinem außer Gott dienen und nichts neben Ihn stellen und daß niemand von uns einen anderen Herrn außer Gott annehme“ (3 : 63). Weit entfernt von Rivalität, verlangt der Islam also ein einträchtiges Zusammenwirken zwischen den Weltreligionen, damit sie alle gemeinschaftlich gegen das Übel ankämpfen und alle verbündet die Ideale der Tugend, Kultur und Zivilisation fördern. Wenn die Menschheit jenen Begriff von der Einheit Gottes, den der Islam gebildet hat, annähme, dann würde die Welt der Verwirklichung des Weltfriedens viel näher kommen, der uns allen als Ideal vorschwebt. Denn der Islam, das ist die ganze Menschheit, aufgefaßt als Bruderschaft.

II. Gebet und Fasten.

Die Bruderschaft der Menschheit kann nur auf der Basis der Aufrichtigkeit, Tugend und Wahrheit, sowie des Ehrgefühls aufgebaut werden. Gegenseitiges Vertrauen ist das Entscheidende für alles organische Leben. Äußere Gesetze sind unfähig, die richtige Moral zu schaffen und zu sichern. Die wahre Quelle der Rechtschaffenheit ist die menschliche Seele selbst. Und die Sittlichkeit wurzelt in der tiefen Überzeugung des einzelnen von der Notwendigkeit, sich so zu verhalten, daß die Wohlfahrt der Welt dadurch gefördert wird. Sie wurzelt im lebendigen Gefühl, welches uns sagt, daß anders als sittlich zu handeln unter Menschenwürde ist. Die Menschen zum Bewußtsein dessen zu erwecken und sie im Gefühl der Menschenwürde zu stärken, dazu hat der Islam die Einrichtungen des täglichen Gebetes und des Fastens vorgeschrieben. Das Gebet reinigt die Seele. „Das Gebet bewahrt uns vor dem Unanständigen und vor dem Übel“, sagt der Heilige Quran (29 : 45). Es hebt die Seele über alle niedrigen Dinge zu Gott empor, der die wahre Quelle des Friedens und aller Segnungen ist.

Das Fasten während eines ganzen Monats in jedem Jahre ist eine andere ausgezeichnete Einrichtung des Islam. Die Moral erfordert, daß der Mensch seine Begierden zügeln lerne. Der einzelne muß sich selbst zu beherrschen verstehen, und der beste und wirksamste Weg zur Selbstbeherrschung und Selbstdisziplinierung ist das Fasten. In diesem Sinne ist es geradezu der eigentliche Ursprung der Kultur zu nennen. Der Kampf, den wir Tag für Tag während eines ganzen Monats im Jahre führen, stärkt uns in der

Fähigkeit, Versuchungen zu widerstehen, Verlockungen zu überwinden und der Leidenschaften Herr zu werden.

Diese zwei Einrichtungen, das Gebet und das Fasten, sind vom Islam als Mittel auf dem Wege zur allgemeinen Reinheit und Moral vorgeschrieben, die ihrerseits wiederum dazu dienen, ein festes Fundament zu legen für die Errichtung der Bruderschaft der Menschheit.

III. Die Armensteuer.

Der Islam stellt die Armensteuer, die Zakat genannt wird, auf dieselbe Stufe wie das Gebet. Während das Gebet und das Fasten unsere Pflichten gegen Gott und für unsere eigene geistige Wohlfahrt umschreibt, repräsentiert die Zakatsteuer unsere Pflicht gegenüber Gottes Geschöpfen. Die folgende Quranstelle zeigt die große Wichtigkeit, die der Islam der Mildtätigkeit zuerkennt: „Hast du den gesehen, der das Weltgericht leugnet? Er ist es, der die Waise verstößt und treibt nicht an zur Speisung der Armen. Darum wehe den Betenden, die den Zweck ihrer Gebete nicht kennen, die nur gesehen sein wollen und die Almosen zurückhalten“ (5:107). Vom Moslem wird verlangt, daß er Mitgefühl habe und einen bestimmten Teil seines Verdienstes zur Unterstützung der Armen verwende. Deshalb ist die Zakatsteuer eine streng verbindliche Pflicht für diejenigen, die dazu fähig sind und die Mittel dafür besitzen. Diese Steuer wird durch die Gemeinde gesammelt und verwaltet. Persönliche, private Mildtätigkeit läuft außerdem neben der Armensteuer her und ist nicht durch Regeln gebunden.

IV. Die Pilgerfahrt.

Diese ist keine Pflicht für jedermann. Nur diejenigen, die die Kosten dafür aufbringen können, sind verpflichtet, die Reise zu unternehmen und die Heilige Stadt Mekka aufzusuchen, wo der Tempel steht, den Abraham errichtet und der Einheit Gottes geweiht hat. Die Pilgerfahrt bezweckt zweierlei:

1. Sie will die Erinnerung lebendig erhalten an Abraham und sein Opfer, an das große Vertrauen des Erzvaters zu Gott und an seine hohe, weite und reine Auffassung von der Einheit und Ewigkeit Gottes.

2. Die Pilgerfahrt will Menschen aus den verschiedensten Teilen der Erde zusammenführen und dadurch in ihren Herzen das Gefühl erwecken und stärken, daß sie alle einer großen Bruderschaft angehören, die keinen Unterschied der Rassen und Farben kennt. Alle Pilger, reiche wie arme, kleiden sich deshalb in Mekka gleichmäßig in weiße Gewänder, und solcher-

art sind sie darauf hingeleitet, daß sie jenes Gefühl der Gleichheit in sich stärken, die zu verwirklichen der Islam so unablässig bemüht ist.

Kurz, die Einheit Gottes vereint alle Menschen zu einer Gemeinde von Brüdern, die die gleichen Rechte genießen. Und die Versammlung aller Moslems der ganzen Welt stärkt das weltumfassende Zusammengehörigkeitsgefühl.

V. Wie wird man Moslem.

Um Moslem zu werden, ist keinerlei Zeremonie erforderlich. Der Islam ist nicht nur eine rationale, weit verbreitete und praktisch nützliche Religion, sondern er steht auch in vollem Einklang mit den natürlichen, menschlichen Anlagen. Jedes Kind wird mit diesen Anlagen geboren. Daher bedarf es bei niemandem einer Umwandlung, um Moslem zu werden. Man kann Moslem sein, ohne es irgend jemandem zu sagen. Es ist nur eine reine Formensache für die Organisation, sich zum Islam zu bekennen. Der Grundsatz des islamischen Glaubens ist: „Es gibt keinen Gott außer Gott, und Muhammad ist Sein Gesandter“.

M. MUHAMMAD ALI UND UNSERE MOSCHEE

MAULVI Muhammad Ali, einer der politischen Führer Indiens, besuchte Berlin bei seiner Heimkehr nach Indien. Am 21. September 1928 hielt er das Freitagsgebet in der Moschee am Fehrbelliner Platz ab. Da es der Moschee noch an der vollständigen Ausstattung, insbesondere an einem Gebetteppich fehlt, mußten besondere Vorkehrungen getroffen werden. Die Zeit, die uns hierfür und für die Benachrichtigung unserer Freunde zur Verfügung stand, war so kurz, daß wir nicht in der Lage waren, unsere moslemischen Brüder sämtlich rechtzeitig zu benachrichtigen. Es war das sehr bedauerlich, aber die Verhältnisse waren stärker als wir.

In seiner Predigt lenkte Muhammad Ali die Aufmerksamkeit des Auditoriums auf die Verbreitung des Islam und sagte, daß der Islam für seine Ausbreitung nie der Gewalt bedurfte und ihrer auch in Zukunft nie bedürfen werde. In den ersten Jahrhunderten nach der Hedschra eroberte der Islam einen großen Teil der Welt und noch dazu in sehr kurzer Frist. Das aber hat er allein durch seine moralische Kraft vermocht. Der Islam bedarf nicht äußerlicher Macht. Seine innere Kraft hat ihn noch stets zu seinen großen Erfolgen geführt und wird ihn auch weiterhin leiten. Der Redner

machte dann einige Bemerkungen, welche den fortschrittlichen und vorbildlich erzieherischen Maßnahmen des Islam galten; und er schloß seine Predigt, indem er die Moslems von Berlin ermahnte, für das große gemeinsame Ziel, die Verbreitung des Islam, einig zu bleiben. Laßt die Moschee euren Mittelpunkt sein; laßt das Licht von diesem Mittelpunkt ausgehen und erleuchtet nicht nur ganz Deutschland, sondern das ganze Europa! Das waren seine Schlußworte.

Später wurde im Vortragssaal des Gemeindehauses Tee gereicht. Bei dieser Gelegenheit lenkte der Imam der Moschee die Aufmerksamkeit der Versammlung, die aus Moslems aller Nationalitäten bestand, auf die Tatsache, daß diese Moschee und die damit verbundene Berliner moslemische Mission mit der ausdrücklichen Absicht gegründet wurde, für den islamischen Glauben um Freunde und um ein gerechteres Verständnis zu werben. Jeder, der zu uns gehört, bekennt sich zu der Formel: Es gibt keinen Gott außer Gott, und Muhammad ist sein Prophet! Diesen und nur diesen Satz müssen alle Moslems als verbindlich ansehen. Innerhalb dieses Rahmens aber mögen alle Schulen und Gedankenrichtungen unter uns willkommen sein! Ihnen allen ist Gelegenheit geboten, über theologische, intellektuelle und philosophische Gegenstände, die den Islam berühren, sowie über Religionen im allgemeinen zu disputieren. Mit ein paar weiteren Ansprachen einiger anwesender Herren wurde das Meeting geschlossen. M. S. A.

BEMERKUNGEN.

Der Islam in Asien. — Die „Märkische Volkszeitung“ bringt in ihrer Nummer 280 vom Dienstag, dem 9. Oktober 1928, im Anschluß an Filchners Buch einen an sich sehr interessanten Artikel über den Islam in Asien. Und es ist gewiß dankbar zu begrüßen, daß der Verfasser sich mit dem Islam und seiner Geschichte ausführlicher beschäftigt. Indessen: Die Arbeit enthält doch einige Stellen, die den Vorwurf der Grausamkeit gegen den Islam erheben. So heißt es z. B.: „In Indien erstarkte der Islam (unter Tschinjis-Chan), da in allen eroberten Gebieten die männliche Bevölkerung die Lehre des Propheten annehmen mußte oder bis auf das letzte Glied ausgerottet wurde.“

Dazu ist zu bemerken: Wie jede Religion, so ist auch der Islam nicht immer mit denjenigen Mitteln ausgebreitet worden, die er selbst billigt. Dem Islam als solchem ist durch das Wort des Propheten Muhammad der Weg gewiesen, der ausdrücklich befiehlt: In der Religion gibt es keinen Zwang!

Dieses Prophetenwort hat leider nicht zu verhindern vermocht, daß der Islam zu den verschiedensten Zeiten manchmal auch mit Mitteln verbreitet worden ist, welche zwar dem Geiste jener Zeiten, nicht aber dem Geiste des Islam entsprechen. Ähnlich ist es indessen allen Religionen, auch dem Christentum, gegangen. Karl der Große zwang die Sachsen, sich zum Christentum zu bekehren, und wer nicht folgte, wurde getötet. Karl der Große hat damit nicht christlich gehandelt, aber so, wie der Geist seiner Zeit es ihm nahelegte. Man muß also den Geist der Religion und den Geist der Zeit auseinanderhalten, der die Religion nicht selten vergewaltigt.

Nun wird man dem Islam gegenüber auch oft einem Irrtum begegnen, der den Ruf des Christentums weit seltener verdunkelt. Wenn nämlich ein englischer oder französischer oder spanischer Fürst christlichen Glaubens eine Grausamkeit beging, so wird das nicht dem Christentum zur Last gelegt, sondern man bleibt sich dessen bewußt, daß bei solchen Handlungen nicht das Christentum, vielmehr einzig der einzelne Mensch die Verantwortung trägt, der hier nicht als Gläubiger, sondern als Oberherr einer Nation handelte. Anders beim Islam. Beging ein türkischer Sultan, ein arabischer König, ein persischer Monarch eine unislamische Handlung, so hieß es nicht: Ein Mensch, der Moslem war, vielleicht ein König, ja ein ganzes Volk hat hier gegen die Menschlichkeit verstoßen, sondern der Islam wird gescholten. Und dieses Urteil ist ungerecht. Der Islam ist pazifistisch. Islam heißt zu deutsch Frieden. Und gerade weil wir uns zum pazifistischen Islam bekennen und jede unpazifistische Handlung verwerfen, müssen wir den Islam davor schützen, daß ihm zur Last gelegt wird, was nicht er zu verantworten hat.

Vom heiligen Kriege. — Häufig hört man behaupten, daß der Islam den heiligen Krieg gepredigt habe; darüber muß einmal ganz radikal Klarheit geschaffen werden. Untersuchen wir die Frage aber, so werden wir bestätigt finden, was sich auch sonst überall zeigt: Wenn Menschen zu irgendeiner Frage Stellung nehmen, also etwa zur Frage von Krieg und Frieden, so beginnen sie gewöhnlich zunächst damit, daß sie sich „voll und ganz“ auf eine Seite stellen, entweder auf die Seite des Krieges oder auf die Seite des Friedens also. Das Entweder - Oder regiert ihr Denken. Erst bei differenzierterem Überlegen enthüllt sich, daß Krieg und Frieden auch in sich selbst schon sehr verschiedene Dinge sein können. Es gibt einen Frieden, der einem heimlichen Kampf auf Tod und Leben sehr nahekommt. Und umgekehrt ist ein Angriffskrieg etwas ganz anderes als ein Verteidigungskrieg. Der eine ist verboten, der andere erlaubt. Denn beim Verteidigungskrieg schützen wir uns selbst, aber wir schützen damit doch auch den Bedrängten, der wir selbst sind,

und wir verteidigen geradezu den Frieden gegen den Krieg, indem wir uns selbst verteidigen.

Unter den vielen Zielen, um die man Kämpfe führt, ist nun auch eines: der Frieden selber. Nicht der einmalige Frieden ist dabei gemeint, sondern darum geht es, daß überhaupt eine Friedensordnung sich gegen den Krieg in der Welt durchsetze. Wo nun jemand für dieses Ziel kämpft, für die Pazifizierung streitet, wo jemand mit aller Kraft gegen jeden Ruhestörer in der Welt auftritt und zugunsten jedes Angegriffenen und Bedrängten, da führt er einen heiligen Krieg. Und das ist der heilige Krieg des Islam: Islam heißt Frieden. Und der heilige Krieg des Islam war der einzige erlaubte, ja notwendige Krieg: der Krieg gegen den Krieg, der Krieg, den wir nicht zur Selbstverteidigung, sondern zur Verteidigung jedes Angegriffenen und des angegriffenen Friedens selber führen. —

Dieser Krieg bedarf heutzutage nicht immer mehr der Waffen. Es gibt wirtschaftliche, finanzielle und sonstige Mittel, wodurch die friedlichen und friedliebenden Völker jeden Angreifer niederzuzwingen vermögen. Und wo das geschieht, da wird ein heiliger Krieg geführt. Der Islam, der diesen Krieg bejaht, ist also nicht die Religion des Schwertes, es sei denn jenes Schwertes, das sich gegen das Schwert erhebt.

Vom Kriege muß man den Kampf trennen. Der Kampf ist der übergeordnete Begriff, und Krieg ist eine spezielle Art des Kampfes, ein Kampf nämlich, der letztlich auf Vernichtung abzielt. Dagegen gibt es auch einen Kampf, der beide Gegner anregt, ihr Bestes zu leisten, und wo sich der Eine am Gegensatz des Anderen entzündet. Dies geschieht im Wettkampf. Wenn das alte Griechenwort zitiert wird: „Der Krieg ist der Vater aller Dinge“, so irrt man sich mit dieser Behauptung. In Wahrheit muß es heißen: Der Kampf ist der Vater aller Dinge, und zwar der Wettkampf. Aber nicht der Krieg, d. i. der Vernichtungskampf. Im Kriege werden nicht die Schwachen, sondern gerade die Starken und Edlen zuerst hinausgeschickt, zuerst geopfert. Der Krieg ist umgekehrte Zuchtwahl. Der Kampf ist es, den sie meinen, wenn sie den Krieg preisen. Welch fürchterliche Folgen hat oft ein bloßer Irrtum in der Wortwahl und auf logischem Gebiet. M.

The Holy Qúran

With Arabic Text.

English Translation and Commentary (1400 pp.)

By MAULANA MUHAMMAD ALI

in three editions: M. 50.—; M. 40.—; M. 30.—

Muhammad the Prophet

By MAULANA MUHAMMAD ALI

in English

M. 3.50

Moslemisches Gebetbuch

VON MAULVI SADR-UD-DIN

M. 1.—

„eröffnet . . . auch dem Nichtmoslem den kürzesten
und besten Einblick in die Lehre des Islam.“

Lausitzer Landes-Zeitung.

Die Religion der Menschheit

VON MAULVI SADR-UD-DIN

M. 0.50

Der islamische Mensch

VON MAULVI SADR-UD-DIN

M. 0.50

Diese Bücher sind zu beziehen:

Berlin-Wilmersdorf, Brienner Str. 7, Moschee